Pr.

Paed. Pr.
358

Berghs, Th.

Wanderungen

auf

des Lebens-Irrwegen.

Erzählungen

zur

Warnung und Aufmunterung im Guten

von

Theodor Berghs.

Mit 12 lithographirten Abbildungen.

Augsburg, 1846.

Verlag v. George Jaquet's Verlagsbuchhandlung.

382. 15

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite
Der Eremit	1
Die Wahrsagerin	20
Der Invalide	34
Der wilde Jäger	44
Der kleine Neger	91
Fidelio des Räubers Hund	96
Christ und Heide	108
Ein Mann über Bord	120
Abenteuer in den Urwäldern von Amerika	128
Die Flucht	141
Riese und Zwerg. (Ein Mährchen)	145
Die Pilger	152
Die Chinesenbrüder	160
Die Rache	162
Der Schatzgräber und der Mohr. (Ein Mährchen)	166

Der Eremit.

Es war im Spätjahre, als ich in Familienangelegenheiten eine Fußreise nach dem bayerischen Walde unternahm.

Der Weg, welcher mich des Tages abwechselnd über Höhen geführt, neigte sich jetzt allmählich abwärts, und gastlich lud die freundliche, im Doppellichte prangende Kuppel eines Kirchthurmes, mit ihrem vergoldeten Kreuze aus der Mitte eines niedlichen Dörfchens hervorragend, meine ermüdeten Glieder zur Ruhe ein, nach der ich mich um so mehr sehnte, da die schon etwas schärfer werdende Abendluft die abgefallenen gelben Blätter der Bäume vor mir her im Kreise drehte, und die Aeste der Bäume schüttelte. Der liebliche Sang der kleinen Luftbewohner erscholl nicht mehr, dagegen aber ertönte aus einer sumpfigen Stelle des Thales der schwermuthsvolle Klang der Unken, der, begleitet von dem Aechzen der Baumäste, den Wunsch nach einem traulichen Obdache immer reger in mir machte. Meine Schritte wurden eilender; ich erreichte bald die Heckenzäune mehrerer Obstgärten, und kam an einzelnen Bauernhäusern vorüber, deren Dächer, fast bis zum Boden reichend, theils die Lehm-

hütten zu zerdrücken, theils aber auch die niedern Seitenmauern unter Schirm zu nehmen schienen.

Das Aeußere dieser Gebäude war für den erschöpften Wanderer eben so wenig einladend, als es das Wirthshaus war, welches nicht ferne vom Wege stand, und das sich durch einen heraushängenden grünen Fohrenbusch als solches zu erkennen gab, daher ich die heimkehrenden Hüttenbewohner fragte, ob nicht noch ein Wirthshaus im Dorfe sey, worauf sie mir antworteten, daß am Ende der langen Gasse, — wie sie den nicht breiten Weg nannten, der gerade durch das Dorf führte, — der Schultheiß eine Bierschenke führe.

Nach ungefähr hundert Schritten bezeichnete mir die Verbindung der Häuser, Scheunen und Gärten den Eintritt in das eigentliche Dorf, wo sich zwei Seitenwege mit der langen Gasse vereinigten, und wo ich so eben mit der von ihrer Weide heimkehrenden Schafheerde zusammen traf. Der Schäfer grüßte mich freundlich, und zeigte mir auf mein Ansuchen das Haus des Schultheißen, der, wie er mir sagte, ein sehr braver Wirth und man bei ihm gut aufgehoben sey.

Dort angelangt, entledigte ich mich sogleich meiner bestaubten Stiefeln durch den mit einer eisernen Kette an der Ofenbank befestigten Stiefelknecht, verständigte mich mit der Frau Schulzin über meine Nachtsuppe, und sah durch ein Fenster in die Küche, in welcher die Herdflamme die Funken knisternd umherwarf. Es währte eine geraume Zeit, bis die Mahlzeit, oder um mit der Frau Wirthin

zu sprechen, die Nachtsuppe zubereitet war. Während dem waren mehrere Bauern aus dem Dorfe eingetreten, lagerten sich, je zu drei, an den Tischen, und leerten unter traulichem Gespräche über das Heute und Morgen ihre Bierkrüge.

Nachdem ich das erste Gericht verzehrt, und die Geschäftige eben ein gebratenes Huhn aufgetragen hatte, fing ich an, mich etwas näher um ihre Familie zu erkundigen, und bemerkte insbesondere, daß ich den Schulzen vermisse. „Wird nicht lange ausbleiben,“ erwiderte die Befragte. „Ich erwarte ihn schon seit einer Stunde. Er fuhr heute Morgens unserm Sohn entgegen, und längst müßten sie da seyn, hätten sie sich nicht bei dem Eremiten verspätet.“ „Bei dem Eremiten?“ fragte ich staunend. „Lebt in hiesiger Gegend ein Eremit?“ — „O ja! schon seit mehr als zwanzig Jahren. Er ist aus unserm Dorfe. Sein Vater war ein braver Mann es ist aber schon lange her, daß er gestorben ist. — Der Herr hab ihn seelig! Wohl würde er noch leben, hätten nicht Gram und Schmerz sein Herz gebrochen, und seinen Tod herbeigeführt. Der Eremit, sein Sohn, trägt allein die Schuld, und wird sie nicht büßen, wenn er auch ewig in seiner Einsamkeit seufzt und betet.“

In diesem Augenblicke hielt ein Wagen vor dem Hause, und der Schulze nebst seinem Sohne traten in die Gaststube.

Der Schultheiß war ein großer stämmiger Mann mit ernster Miene, die mehr ehrfurchtgebietend als robust genannt werden konnte; der Sohn,

des Vaters Ebenbild, trug schwarze Kleider, und sowohl sein Anzug, als die Verehrung, die ihm von sämmtlichen Bauern erwiesen wurde, zeigte an, daß er zum geistlichen Stande gehörte.

Der alte Schulze hatte seine Oberkleider abgelegt, und rückte seinen Stuhl an einen Tisch, an dem bereis zwei Dorfbewohner Platz genommen. Der junge Geistliche aber entfernte sich durch die Küchenthüre, ohne, wie es schien, mich bemerkt zu haben; ich selbst aber war unmuthig über die Unterbrechung des mit der Wirthin angesponnenen Gesprächs, das für mich anziehend zu werden begann.

Ich hatte eben einen Krug geleert, als sich der junge Geistliche wieder eingefunden, und nachdem er mich freundlich begrüßt hatte, sich neben mir auf einen Stuhl setzte. Sein anspruchloses Wesen erweckte in mir bald soviel Zutrauen, daß ich ihn bat, mir von dem Eremiten, von dem mir seine Mutter sagte, etwas Näheres zu erzählen. Der gutmüthige junge Geistliche fand sich auch hiezu bereit, und erzählte mir:

„In unserm stillen Dörfchen lebte ein armer Mann, Namens Falter. Die Gefährten seines Lebens waren Kummer und Dürftigkeit, die ihm beinahe sein ganzes Leben hindurch nie verließen, sich mit ihm zu Bette legten, seine Träume beschäftigten und am Morgen wieder mit ihm aufstanden. Kaum graute der Morgen, eilte er schon hinaus auf sein kleines Feld, um es zu bearbeiten. Sein Handwerk — er war ein Zimmermann — konnte er schon lange nicht mehr betreiben, indem er durch einen

Sturz vom Dache den Fuß gebrochen, und der unkundige Dorfbarbier selben so schlecht geheilt hatte, daß er steif blieb. Falter hatte einen Sohn und eine Tochter. Elisabeth blühte früh zur Jungfrau empor; sie kannte keine andern Freuden, als durch ihren Trost, und durch ihr sittliches Betragen den Kummer des Vaters zu mildern. Es schien, sie sey vom Himmel zur Linderung der Leiden des schwachen Mannes gesendet.

Anton, Falters Sohn, zeigte schon frühe eine Abneigung gegen jede harte Arbeit, verrieth aber hingegen eine besondere Vorliebe für die Studien, wie sich der alte Schullehrer auszudrücken pflegte.

Der Pfarrer des Ortes, ein alter biederer Herr, faßte den Entschluß sich des Knaben, der unter allen Schülern das meiste Talent zeigte, anzunehmen, und besprach sich deßhalb mit dem Vater desselben, der nach einigem Weigern, unter Hinweisung auf seine ärmlichen Verhältnisse endlich zusagte, als der wackere Geistliche versprochen, für den Unterhalt des jungen Menschen zu sorgen.

Es kam die Zeit, daß Anton in eine lateinische Schule gebracht werden sollte; der Geistliche hatte Wort gehalten, und der Knabe stand, von Vater und Schwester begleitet, in seiner neuen städtischen Kleidung vor dem Ehrwürdigen, der ihm die schönsten Lehren und Ermahnungen mit in die Ferne gab. Noch jetzt gedenkt er dieser Worte, nach seiner eigenen Versicherung, bitter bereuend, den herzensvollen Ermahnungen kein Gehör gegeben zu haben.

„„Denke,““ so sprach der alte Pfarrherr zu Anton, „„denke vor allem, daß deine Jugend nicht immer währt, und daß du dir jetzt Schätze an Kenntnißen sammeln müssest, wenn du auf ein ruhiges Alter rechnen willst.

Mache dich mit Menschen bekannt und befreundet, die Achtung verdienen; besonders neige dich mit Liebe, Gehorsam und Ehrfurcht zu deinen Lehrern und Vorgesetzten, und bestrebe dich, ihre Gegenliebe zu verdienen. Eifere ihnen nach, und trachte, dem Guten immer ähnlicher zu werden. Dagegen meide jene sogenannten Herzensfreunde; suche sie ganz zu entfernen, damit du an deiner Ehre und später an deinem Vermögen keinen Schaden leidest; denn nichts übt einen größern Einfluß über das Wesen eines Menschen, als die Gesellschaft, in welcher er lebt. Die sogenannten Herzensfreunde meide, man hat sie nur so lange, als man mit ihnen umgeht, Zeit und Geld versplittert, oder ihnen auf sonst eine andere Weise zum Werkzeug dient; kann man ihnen auf die eine oder andere Weise nicht mehr dienlich seyn, dann ziehen sie sich zurück, oder bildlich zu sprechen, lehnen dich in einen Winkel, wo du so lange bleibst, bis sie deiner je wieder bedürfen.““

Solcher Lehren viele gab ihm der biedere Mann, segnete ihn dann und ließ ihn in Friede ziehen.

Der Vater begleitete den tief erschütterten Knaben eine Strecke weit, und schied endlich mit Thränen der bittersten Wehmuth von ihm, der schluchzend wiederholt gelobte, allen Ermahnungen und Lehren strenge Folge zu leisten.

Mit gepreßtem Herzen kehrte der alte Falter nach seiner Hütte zurück, wo er die gute Tochter weinend bei der Arbeit fand. „Tröste dich" sprach er; „du wirst deinen Bruder wieder sehen. Komm laß uns für ihn beten!"

Der ehrwürdige alte Pfarrer hatte bereits durch Briefe alles zum Empfange des Knaben vorbereitet. Anton erreichte am dritten Tage glücklich seinen Bestimmungsort, und betrat mit beklommenen Herzen die ihm angewiesene neue Bewohnung.

Im ersten halben Jahre gieng Alles gut; Anton war fleißig, hatte gute Anlagen und ward bald der Liebling seiner Lehrer, was auch den alten Ortsgeistlichen, so wie dem Vater und der Schwester durch Briefe kund gemacht wurde. Der Knabe berechtigte zu den schönsten Hoffnungen; allein mit Einemmale wurde Alles anders. Noch in demselben Sommer starb der alte Pfarrer, vom Schlage gerührt, eines plötzlichen Todes, und das Gericht legte das Vermögen des Verstorbenen, welcher ein Testament hinterließ, unter Siegel. Bei Eröffnung dieses letzten Willens entstunden unter den Anverwandten des Erblassers Streitigkeiten, indem sich einige derselben zurückgesetzt wähnten, und da sich die Partheien auf dem Wege des Vergleiches nicht einigen konnten, so ward die Entscheidung dem Gerichte übergeben. Falter erfuhr, daß auch seinem Sohne eine ansehnliche Summe ausgesetzt sey, — er bangte, dieselbe zu verlieren, wenn das Testament umgestossen würde. Die Nachricht von dem Tode des ehrwürdigen Priesters war kaum im Hause der jetzigen Pflegeltern des jungen Falters angelangt, als sie

ihm auch schon bedeuteten, daß sie ihn nun, da die Zahlung für die Folgezeit unterbleiben würde, nicht länger behalten könnten. Anton sah sich nun verlassen und in die bitterste Verlegenheit gesetzt; jedoch nur kurze Zeit befand er sich in dieser quälenden Lage. Mitleid, der Fürsprecher der Bedrängten, wohnt ja in jedem gefühlvollem Herzen, und dieses Mitleid regte sich auch in der Brust eines ansehnlichen Mannes, der sich bald entschloß, den Verlassenen in seinen Schutz zu nehmen.

Der Kummer des alten Vaters Antons war nun wieder gestillt, und es vergingen drei Jahre, während denen der Jüngling seine Studien zur Freude aller Bekannten fortsetzte.

Es war eben um die Zeit, als Anton auf die Hochschule übertreten sollte, als die Hinterlassenschaft seines alten Gönners an die Betheiligten verabfolgt wurde, und auch den Knaben in den Besitz eines Legats von tausend Gulden brachte, die nach dem Willen des seeligen Pfarrers auf die Ausbildung des heranreifenden Jünglings verwendet werden sollten. — Der junge Falter erhielt also von Zeit zu Zeit durch seinen aufgestellten Curator von diesem Gelde namhafte Zuschüsse, und hatte demnach ein sorgenfreies Leben, um so mehr, da er überdieß durch seinen obengenannten Gönner freie Wohnung und freien Tisch genoß.

Anton hatte mehr als er brauchte, allein eben dieser Umstand führte ihn seinem Unglücke entgegen. Sein neuer Wohlthäter, ein Kaufmann, der weder Weib noch Kind hatte, war häufig auf Reisen, und

ließ dann Niemand in seinem Hause zurück, als seinen Buchhalter, zwei Diener nnd den jungen Falter. Anton hatte sein größtes Vergnügen mit dem Garten, den er mit Blumen bestellte, die im üppigsten Blüthenflor prangten.

Anton betrat endlich die Hochschule, mit einem Herzen voll Sehnsucht, die Vorbilder zu erreichen, die hehr und glühend, wie Berggipfel in glänzender Abendröthe, in seiner Seele stunden. Er suchte die Pfade zu enthüllen, die rauh und voll Dornen zum herrlichen Tempel der Weisheit und Größe führen; er blickte mit Verachtung auf das lockende ausschweifende Leben, das sich verführerisch ihm näherte, und die entzündete Seele gelobte sich fest: tugendhaft und gut zu bleiben. Doch wehe! dieser erstarkende Baum, der in späterer Zeit den Stürmen und Wettern des Lebens getrotzt haben würde, wurde dadurch, daß er schutzlos war, auf die schlammige Erde niedergelegt. — Falter, dessen Tugend und Festigkeit in der Seele noch nicht unvertilgbar feste Wurzeln gefaßt hatten, wurde verführt, und in das gemeine Leben herab gezogen.

Es ist ein Bedürfniß des Herzens, daß sich der Mensch dem andern anschließe, daß er sich einen Freund suche, der mit sanfter Hand den Balsam der freundlichen Zusprache, des Mitgefühls und der Theilnahme in die Seele flöße! — Das Zusammentreffen der jungen Musensöhne in den Hörsälen gab Veranlassung zu Einladungen in den sogenannten Abendzirkeln, von denen Anton noch keinen Begriff hatte. Es war früher ein besonderes Geschäft der ältern Verbindungsglieder der Universitätsgesellschaf-

ten, die neu eintretenden Studirenden je für ihre eigene Verbindung zu gewinnen; und unter diesen ließ es sich ganz besonders ein junger Mann, Namens Schwarz, angelegen seyn, sich für unsern Falter zu interessiren. Anton, der sich durch das zuvorkommende Wesen des bärtigen Collegens geschmeichelt fühlte, gab den Einladungen Gehör, und ließ sich endlich überreden, einer Verbindung beizutreten.

Der erste Schritt war gethan, und ihm folgte bald der zweite. Falter kleidete sich gleich seinen übrigen Kameraden und Freunden, deren er sich in einem halben Jahre durch seine immer gefüllte Börse einige Dutzende gewann. — Dieser Aufwand aber gefiel weder dem alten Vater noch dem Vormund über den Nachlaß des seligen Pfarrers, denn es ließ sich voraus berechnen, daß bei solchem Verfahren die Summe für die noch zu hinterlegende Studienzeit nicht ausreichen dürfte. — Antons Gönner, der gutmüthige Handelsmann, war Geschäfte halber jetzt weniger in seiner Heimath; demohngeachtet drückte er in einem Briefe sein Mißfallen aus, als ihm sein Buchhalter meldete, daß Falter halbe Nächte außer dem Hause bleibe, öfters betrunken heimgebracht werde, und überhaupt mit der Kleidung, die, nach dem Ausdrucke des treuen Dieners, sehr albern sey, sein ganzes, sonst so ruhiges, bescheidenes Benehmen geändert habe; besonders — so hatte der Diener dem Herrn gemeldet — werde ein barsches, dreistes Wesen an dem jungen Manne immer bemerkbarer. Die dießfallsigen Ermahnungen und Vorstellungen waren bei dem jungen Falter um so fruchtloser, da er es bereits so weit gebracht hatte, einen Krug Bier in

einem Zuge leeren, in den Vorlesungen schlafen, den Professoren die Fenster einschlagen, und die Rappiere auf der Brust des besten Fechters zerbrechen zu können, und den Namen eines wilden Renomisten mit Recht zu verdienen. Es fand bald kein Duell mehr statt, wo Falter nicht eine Hauptrolle dabei spielte, und bei allen Raufhändeln war er der Erste.

Nur Schwarz, der stete Gefährte Antons, konnte sich mit ihm im Fechten, Trinken und Renomiren messen, und zeichnete sich vom Anton durch immer noch wildern und verdorbenern Charakter aus. Endlich wurden Schwarz und Falter, eines Duelles wegen, religirt.

Noch heute spricht Falter über diesen Schwarz mit Abscheu, und der tiefsten Verachtung, und nennt ihn die Quelle seines physischen und moralischen Verderbens.

Falter war, ehe er die Universität bezog, ein schöner Jüngling, auf dessen Antlitze Unschuld und Ruhe, freundlich und mild glänzten; mit dem ersten Jahre der Hochschule aber legten sich Runzeln auf die sonst heitere Stirne, und um den Mund lagerte sich ein höhnisches Lächeln, gepaart mit dem Ausdrucke des knöchernen Mißmuthes auf den eingefallenen Wangen.

Anton mußte das Haus seines zeitherigen Wohlthäters räumen; das Vermächtniß des seligen Pfarrers war aufgezehrt; der am Kummertuche nagende alte Vater wurde durch den Gram über seinen ungerathe-

nen Sohn vollends in den Staub gebeugt; und verachtet stand der junge Falter da.

Mit Abscheu gedachte nun Falter seines Verführers, und wollte eben zu einem verzweifelten Schritte seine Zuflucht nehmen, als Schwarz bei ihm eintrat, und den Zerknirrschten so ansprach:

„Falter, unser Loos ist entschieden; der Abgrund, dem wir entgegen eilten, gähnt uns fürchterlich an! Nur ein Mittel gibt es, uns zu retten; willst du, so sind wir frei und versorgt?"

„O! daß ich dich nie gekannt hätte!" rief Falter aus. „Geh! — verlasse mich!"

„Ho!" lachte Schwarz verbissen. — „Nur nicht so rasch! Du wirst vielleicht meiner eher bedürfen, als du es glaubst."

„Nimmermehr!" rief Falter. — „Unsere Gemeinschaft ist geendet."

In diesem Augenblick trat ein Diener des Gerichts ein, und brachte die Weisung, daß Anton binnen 24 Stunden die Stadt verlassen müsse. Falter stürzte auf sein Bette, verhüllte mit beiden Händen das Gesicht, und barg es, Anfangs regungslos, einer Ohnmacht nahe, endlich in heftiges Seufzen ausbrechend, in die Kissen.

„Falter, steh auf und fasse dich!" rief Schwarz. „Ich bin auf immer verloren," schrie jener im bittersten Schmerze." — „Niemand mehr kann mich retten!"

„Lasse doch erst ein vernünftiges Wort mit dir sprechen!" entgegnete Schwarz. „Was willst du an-

fangen ohne meine Hülfe? — Sagt' ich's doch gleich du wirst jetzt meiner mehr bedürfen, als du es glaubtest! Deine eigene Ohnmacht und schwache Geisteskraft hast du, sollt ich meinen, so eben kennen gelernt. Nun erst bedarfst du meiner ganz, wenn auch wider deinen Willen! Du kannst dem Schicksale nicht entgehen; — wozu also dieses kindische Widerstreben? Ich verlange nichts von dir; wir wollen alles mit einander gemein haben; wir wollen unser Fortkommen einander erleichtern. Brauchen wir Geld, will ich selbes schon herbeischaffen, darauf verlasse dich!"

Falter schwieg und fing an, seine Sachen zusammenzupacken, worin ihm Schwarz treulich half. Von des erstern Augen perlten Thränen, die glasartig den Augapfel umzogen; denn an seiner Seele gingen schauderhafte Bilder vorüber.

Von der Universität, mit dem Verluste eines Stipendiums, ausgeschlossen, von seinem Wohlthäter, den er im Uebermuthe nicht beachtete, aus dem Hause verstoßen, blieb ihm nichts mehr übrig, als seinem Verführer ganz zu folgen.

Schweigend hatten sie die wenige Habe zusammen gepackt, und eben so stille schleppten sie solche nach Schwarzens Wohnung, wo auch dieser sein Ränzchen packte, und dann Beide die Stadt verließen.

Es war Abend, als die beiden Wanderer die Stadt aus den Augen verloren; die Sonne sank in feierlicher Stille hinter die Berge, die Dämmerung trat ein, und nicht lange, so breitete die Nacht ihren

schwarzen Flor über die Erde aus. Da unterbrach Falter das Schweigen, welches die beiden Jünglinge auf dem ganzen Wege beobachtet hatten, durch einen tiefen Seufzer.

Wild lachend rief Schwarz aus:

„Dieser Seufzer ging wohl nach den verlasse-
„nen Weinflaschen?"

Mit einem Blick der Verachtung sah Falter den Verführer an, und sprach mit feierlichem Ernste:

„Schwarz! hast du die Sonne sinken gese-
„hen? — So ist auch meine Lebenssonne
„untergegangen; und wie jetzt die Straße,
„so auch meine Zukunft deckt finstere Nacht!"

„Träumer!" rief Schwarz wieder, „Nach der Nacht kommt der Morgen!"

„Für mich wohl nimmer!" sprach leise für sich Falter, und schweigend, wie vorher, setzten Beide ihre Reise fort.

Endlich, um Mitternacht, gelangten sie in einem kleinen Städchen an, wo sie vor dem Thore in einer Herberge Licht gewahrten. Schwarz pochte an die Thüre; man öffnete solche und führte die beiden Angekommenen in das Gastzimmer, in welchem an einem Tische ein halb Dutzend Spieler saßen, und mit Geld gehäufte Teller vor sich stehen hatten.

Falter und Schwarz nahmen ihre Reiseränzchen vom Rücken, und Letzterer verlangte von der Wirthin eine Flasche Wein, die von solcher auch sogleich herbeigebracht wurde. — „Stoß an!" rief Schwarz seinem Freunde zu, und dieser folgte schweigend der

Aufforderung. Der Wein war gut, Schwarz verlangte noch eine Flasche, und als solche geleert war, auch die dritte. Obwohl Falter seinen Begleiter schon von der zweiten Flasche abzuhalten suchte, so konnten doch seine Vorstellungen nichts über Schwarzen vermögen, und als Falter durch das unaufhörliche Zutrinken den Wein schon im Kopfe spürte, dann war es dem Verführer ein Leichtes, den schon halb betrunkenen Falter zu bewegen, auch eine vierte Flasche mitzuleeren.

„Weißt du denn, wie stark unsere Kasse noch ist?" fragte nun Schwarz, indem er näher an Falter rückte. „Sie enthält im Ganzen nicht mehr, als drei Thaler. Werden wir davon Wein, Essen und Schlafgeld bezahlen, so bleiben uns wohl keine zwei Groschen zur Reise auf Morgen übrig."

„Was ist zu machen?" fragte Falter.

„Ich habe einen Plan," erwiderte Schwarz, „glückt er mir, so sind wir geborgen." Drauf stand er auf, ging zum Spieltische hin, zog die Börse mit 3 Thalern aus der Tasche, und nahm Theil an dem Spiele. — Ehe die Glocke die dritte Morgenstunde verkündete, hatte Schwarz schon mehr denn 100 Thaler gewonnen. Murrend verließen die übrigen Spieler den Tisch, und Schwarz und Falter gingen zu Bette.

Als sich die beiden Reisenden nach einigen Stunden Ruhe wieder auf den Weg gemacht hatten, und Falter vom Spielglücke seines Freundes zu reden anfing, bemerkte Letzterer: „Du mit deinen sonder-

baren Begriffen von Ehrlichkeit würdest freilich schlechte Geschäfte gemacht haben."

„Wie so?" fragte Falter betroffen. „Du hast doch wohl nicht — — —

„Betrogen?" fiel Schwarz lachend ein, „Freilich betrogen! Warum spielen sie, wenn sie die Kunst der Spieler nicht verstehen!"

Falter fuhr erschrocken von dem Elenden zurück, jedoch dieser hatte die schwere Geldbörse gezogen, und die blanken Thaler geschütttelt, und — — — Falter schwieg.

„Was wollten wir nun anfangen," sprach Schwarz weiter, „wenn ich nicht dieses Geld gewonnen hätte? — Betteln oder stehlen müßten wir. Das erstere würde nicht viel eintragen, und das letztere ist eine halsgefährliche Arbeit. — Ich will dir die Kunst lernen, bei jedem Kartenspiele zu gewinnen; wenn du es willst."

„Ich will kein solcher Spieler werden!" entgegnete Falter mit zornigem Blicke.

„So? — Ei welch großen Charakter!" entgegnete Schwarz. „Gut, so kannst du als ehrlicher Kerl erhungern. Und das Geld, welches ich gewann, ist ja ohnedem mein, denn ich habe es gewonnen; und du kannst nun mit leerer Tasche von Dorf zu Dorf laufen, und bei den Bauern um ein Stück schwarzes Brod betteln, und statt dessen dich mit den Hunden zum Hofe hinaus hetzen lassen."

„O Gott!“ rief Falter aus, „ich bin verloren, denn des Bösen Netz hat mich schon umstrickt! — Wohl, es sey. Schwarz, ich will dein Geselle werden!“ —

Die beiden Wanderer hatten zur Mittagszeit einen Wald erreicht, wo sie sich im Schatten lagerten. Schwarz zog eine Karte aus seiner Tasche, und machte Faltern mit allen Kunstgriffen eines falschen Spielers bekannt. „Ha,“ rief er endlich aus, „du übertriffst ja deinen Lehrmeister selbst. Komme, vielleicht bietet sich dir schon heute Abend Gelegenheit, wo du dein Probestück ablegen kannst!“

Nun hatte Schwarz seinen Plan erreicht, er hatte Falters Herz mit dem Gifte der Verführung ganz gefüllt, und in wenigen Wochen schon war letzerer einer der gewandtesten Falschspieler. —

Durch allerlei schlechte Mittel wußte es Schwarz dahin zu bringen, für sich und Falter Pässe zu erhalten, um ungehindert reisen zu können.

Ein halbes Jahr vagirten die beiden tiefgefallenen Jünglinge umher, führten ein ausschweifendes Leben, und füllten ihre Taschen mit dem Gelde anderer Leute, die sie im Spiele darum betrogen hatten. Durch einen groben Spielbetrug endlich zogen sie die Aufmerksamkeit der Gerichte auf sich, und als sie sich vollends auch noch einfallen ließen, ein Handlungshaus durch einen falschen Wechsel um eine große Summe zu betrügen, da suchten die Behörden ihrer habhaft zu werden, und es gingen Steckbriefe nach ihnen aus. —

Nun waren sie nirgends mehr sicher, und es blieb ihnen nichts anders übrig, als in Wäldern sich zu verbergen, und zur Abendzeit aus dem nahe gelegenen Flecken Lebensmittel zu holen.

In einer solchen Lage befanden sie sich, als sie eines Tages von einer Räuberbande überfallen, und ihrer Kleider und ihres Geldes beraubt wurden. Schon wollten sich die Räuber mit ihrer Beute entfernen, da rief ihnen Schwarz nach: „Wartet, und hört mich an! — — Habt ihr uns Alles genommen, so nehmt uns selbst auch mit; denn nach uns sucht, so wie nach euch der Arm der Gerechtigkeit!“—

Die Räuber standen anfänglich betroffen stille, und schienen an der Aussage Schwarzens zu zweifeln; da ihnen dieser aber seine und Falters Biographie erzählte und Proben von der Wahrheit seiner Aussage ablegte, wurden er und Falter als Brüder des schrecklichen Bundes aufgenommen.

Fast ein volles Jahr verstrich, während welchem sich Schwarz und Falter im Rauben und Plündern vor allen ihren Kameraden auszeichneten; da wurde eines Abends der Wald vom Militär umringt, und die ganze Bande gefangen. — Schwarz und mehrere seines Gelichters mußten die Strafe für ihr schändliches Handwerk auf dem Schaffote erleiden. Falter aber wurde in Anbetracht seiner Jugend vom Tode begnadigt und zu zehnjähriger Kettenstrafe verurtheilt. Nachdem er seine Strafe überstanden hatte, kehrte er in seine Heimath zurück. Seinen Vater und seine Schwester hatte mittlerweile der Gram zu Grabe getragen; er aber baute sich eine

Klause, lebt dort, abgeschieden von der Welt, im Gebete, und sucht einen Theil seiner großen Schuld dadurch abzutragen, daß er die Kranken in der Gegend pflegt und wartet, und ihnen Trost und Arznei, welch letztere er aus Pflanzen bereitet, reicht. —

Die Wahrsagerin.

Der alte Förster Germond kehrte am Abende von der Jagd heim und trat durch das hohe Burgthor, als sein Herr, der eben so alte Baron Rautenberg zum Schloßfenster herabsah.

„Was bringst du denn hier auf dem Arme?“ fragte der Baron.

„Ein allerliebstes, kleines Mädchen,“ antwortete der graue Forstmann. „Ich habe sonderbare Jagd gemacht.“

„Bringe es mir herauf, und erzähle, was dir wieder Närrisches in den Kopf gefahren ist,“ befahl der alte Baron, und Germond stieg die breite Wendeltreppe hinauf. Mit einem heiter lächelnden Gesichte und einem kleinen Mädchen auf dem Arme trat er bei dem Baron ein, und begann zu erzählen:

„Als ich heute den ganzen Tag im Forste herumstrich und schon mürrisch wurde, daß mir gar kein Wild in den Weg laufen wolle, auch meine sonst

fleißige Diana nichts auftreiben konnte, da entschloß ich mich, mit Sonnenuntergang nach Hause zu gehen. Ich hing meine Büchse über die Schulter, zündete meine Pfeife an, und schlenderte in Gedanken vertieft, durch die Gebüsche. Auf einmal höre ich tiefer im Dickigte meinen Hund Laute geben. Schnell reisse ich die Flinte von der Schulter nnd eile der Gegend zu, woher Dianens Ruf kam. Und nun denken Sie sich einmal, Herr Baron, wie ich mag ausgesehen haben, als ich auf dem Dutzberger Fußsteige am hohen Kreuze anlangte und meinen Hund vor einem kleinen Kinde stehen sah, welches hart am Wege, in diese Decke gehüllt, lag und mit einem Engelslächeln meine Diana anblickte. Wahrhaftig, Herr Baron, ich gäbe etwas darum, wenn ich sehen könnte, was für ein Gesicht ich gemacht haben mochte."

„Und nun?" fragte der Baron, indem er das Kind wohlgefällig betrachtete.

„J nun" erwiederte der Förster, „ich hob das Kind auf und nahm es mit. — Ja so, warten Sie, Herr Baron; es lag auch ein Zettel bei dem Kinde, welchen ich ebenfalls mitnahm."

Germond zog ein Blatt Papier aus seiner Waidtasche, übergab es seinem Herrn, und dieser las:

„Unbekannter, der du mein Kind findest, bist du im Stande, es zu erziehen, so nehme es auf in deinem Hause und vertrete Vaterstelle an ihm; der Himmel wird es dir lohnen! Solltest du aber unbemittelt seyn, und nicht so viel vermögen, die Pflege eines Kindes bestreiten zu können, so suche einen ehr-

lichen Mann, der Vaterstelle übernimmt. — Damit du aber auch wissest, was mich bewog, mein Kind zu verlassen und es einem ungewissen Schicksale zu übergeben, so will ich dir mein Schicksal treu und wahr erzählen."

„Mein Mann und ich lebten zwar in sehr dürftigen Umständen, aber zufrieden. Unserer Hände Arbeit ernährte uns spärlich, da segnete uns der Himmel mit diesem Kinde. Nun hatten wir zwar eine Freude mehr, aber auch unsere Sorgen wurden um eine vermehrt, denn die Pflege eines Kindes erfordert viel. — Ein halbes Jahr war Lina alt, als ihr Vater, mein Mann, sich unwohl fühlte und schon nach drei Tagen eine Leiche war. Mein Jammer war groß, denn ich sah einer fürchterlichen Zukunft entgegen. Er, der vom frühen Morgen bis zur späten Nacht rastlos arbeitete, um so viel zu erringen, daß wir nicht zu betteln brauchten, sondern uns ehrlich nähren konnten, war nicht mehr! Meine Kräfte schwanden täglich durch die Qualen des Kummers und die bange Furcht vor künftigen Tagen, und nicht lange währte es, so ging mein Bangen in Erfüllung. Der Mann, bei dem ich in der Miethe wohnte, ist ein hartherziger Mensch, der kein Gefühl für fremde Leiden hat; er nahm mir die wenigen Habseligkeiten, und stieß mich aus seinem Hause, als ich die Miethe nicht bezahlen konnte. Ich versuchte es, das Mitleid anderer Menschen im Orte zu erwecken, allein sie alle waren taub für meinen Jammer und meine Bitten. — Ich nahm mein Kind auf den Rücken, und wanderte aus der Heimath. Der Gedanke, daß Gott der Vater aller Wittwen und Waisen ist, hielt mich aufrecht, und stärkte mich im Vertrauen. Ich

bettelte auf der Reise vor den Thüren. Manche Hand reichte mir ein Stückchen Brod, die meisten Menschen aber sind unbarmherzig, sie wiesen mich unter Schelten, daß ich eine Landstreicherin sey, die nicht arbeiten wolle, von ihren Thüren. Da empörte sich mein Innerstes, und fast schon haderte ich mit der Vorsehung, und wollte an meinem Kinde und mir eine schreckliche That vollbringen, als ich in diese Gegend gelangte. Hier, vor diesem Kreuze, warf ich mich auf die Kniee, und betete unter einem Strom von Thränen zu dem Lenker aller Schicksale, daß er mir einen Weg aus dem Labyrinthe meines Elendes zeige. Meine Thränen wurden weniger, ich legte das Kind in meine Arme, und ermattet schlief ich ein. Da träumte ich, ein Engel erschiene mir und rufe mir zu: „Lege dein Kind hier unter dem Kreuze nieder und verlasse es; ein braver Mann wird es finden. Du aber gehe weit von hier; auch für dich wird sich eine Zufluchtsstätte zeigen, und wenn Jahre verschwunden, sollst du dein Kind wieder sehen!" — Der Engel verschwand; ich erwachte, nahm meinen Bleistift und ein Stück Papier zur Hand, schrieb diese Zeilen nieder und legte mein Kind hieher. In drei Tagen ist Lina ein Jahr alt. Wer das Mutterherz kennt, wird auch meinen Schmerz ermessen können! — Leb' wohl, geliebtes Kind! der Vater, der hoch oben über uns für alle seine Kinder wacht und sorgt, bleibe dein Schutz und Schirm auf allen deinen Wegen!"

Der alte Baron hatte diese Zeilen gelesen, er schüttelte den Kopf, sah schmerzlich lächelnd den grauen Förster an, und sprach: „Das ist ein sonder-

barer Fund! — Germond, du hast Niemand, der die Pflege dieses Kindes übernehmen könnte, darum will ich es behalten. Ich habe ohnedem keine Kinder, es soll mir dieses Mädchen eine Tochter seyn!"

Der graue Germond hüpfte vor Freude so hoch, als es seine alten Füße erlaubten, und sogleich wurde Martha, die alte Haushälterin des Schlosses, gerufen, und ihr vom Baron die Sorge für die arme Waise aufgetragen. —

Wie eine Mutter liebte Martha das Mädchen, pflegte seiner mit der zärtlichsten und sorgsamsten Liebe, erzog es zu einer wahrhaft christlichen Jungfrau, und unterrichtete es dabei in allen Arbeiten, deren sich eine brave Hausmutter unterziehen soll.

So verstrichen die Jahre, und Lina feierte eben ihren sechzehnten Geburtstag, als der alte Baron nach dem Mittagsessen sich unpäßlich fühlte und zu Bette legte. Weinend saß Lina, die in dem alten Manne ihren Vater verehrte und liebte, vor dem Krankenlager und wich nicht von ihm. Immer kränker und kränker wurde der Baron, und oft bat er Lina, sich doch wenigstens eine Nacht die Ruhe zu gönnen und die alte Martha statt ihrer an seinem Bette wachen zu lassen, allein ein flehender Blick sagte dem guten Pflegevater, daß sie ihn nicht eher verlassen werde, bis er genesen sey. Vier Wochen waren langsam dahin gekrochen, und der alte Baron fühlte sich noch nicht besser; nur ein leiser Schlummer ließ den Kranken zuweilen von seinem Schmerze ausruhen, und erwachte er dann, so fand er jedesmal das gute Mädchen mit gefalteten Händen vor seinem Bette knieen und beten. —

So lag Lina wieder einmal vor des Barons Bette auf den Knieen und betete, da erwachte der Kranke, winkte Lina zu sich, erfaßte ihre Hand, und sprach mit schwacher Stimme:

„Lina, fünfzehn Jahre bist du nun in meinem Hause. Du weißt es, daß ich nicht dein Vater bin, daß deine Herkunft unbekannnt, daß du ein Findling bist. — Ich habe Vaterstelle an dir vertreten; mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf; ich kann mit mir zufrieden seyn. Ich habe dich gelehrt, Gott erkennen und ihm Vertrauen in jeder Lage des Lebens; ich habe dir den Weg zum Guten gezeigt, habe in deine Brust Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laster gepflanzt. — Lina! ich fühle, daß meiner Tage nur noch wenige sind; ich werde von Stunde zur Stunde schwächer, meine Pulse schlagen leiser, und schon klopft der Tod an meine Thüre. — Du weinest, Lina; ich ehre deine Thränen, dein Schmerz zeugt von deiner kindlichen Liebe zu mir; jedoch nicht der Schmerz soll stärker seyn, als die Fassung der Seele, die ich dir in Wort und Beispiel so oft gezeigt habe. Du sollst stark seyn in jeder Lage, ich will dich nicht als schwaches Weib, sondern als ein starkes Mädchen hinterlassen, das im Unglücke nicht verzagt und verzweifelt. — Wenn ich die Augen geschlossen haben werde, dann hast du freilich Niemand mehr, der dir Vater seyn wird; ich empfinde es wohl, daß dieser Gedanke dein Innerstes mit Trauer füllen muß; — bedenke jedoch, meine Lina, daß wir alle scheiden müssen, und daß unser Bleiben nicht hier in diesem irdischen Pilgerthale ist. Es muß sich hier der Sohn aus den Armen des Vaters, und die

Tochter von der Brust der Mutter reißen, sie müssen einander ewig Lebewohl sagen! — Ich würde trostlos von dem Schauplatze dieser Erde abtreten, wenn ich dich vermögenslos hinterlassen müßte, so aber hat mich der Himmel mit zeitlichem Habe gesegnet, und ich lasse dir ein schönes Erbe zurück. Ich und die alte Martha haben dir gelehrt: weise Hauszuhalten, und diese Lehre wird dich stets vor Mangel schützen. — Noch Eins: Du weißt es nicht, auf welche Art du in mein Haus gekommen bist; Niemand weiß es, als ich und der alte Förster Germond, der mir schwören mußte, es strenge zu verschweigen. In jenem Pulte liegt ein versiegeltes Schreiben mit der Aufschrift deines Namens, öffne es sobald ich die Augen geschlossen haben werde. Du wirst darin die Lößung dessen finden, was dir seither ein Räthsel seyn mußte. — Und nun, mein gutes Mädchen, bringe mir Feder, Tinte und Papier an mein Bette, daß ich meinen letzten Willen niederschreiben kann. Meine ganze Hinterlassenschaft gehört dein!“

Hier fiel Lina dem Baron schluchzend ins Wort und bat:

„Bester Vater! durch fünfzehn Jahre hast du Vaterstelle an mir vertreten, hast mich mit der Liebe erzogen, die nur der wirkliche Vater seinem wirklichen Kinde erweisen kann; lasse mich demnach auch als Kind zu dir sprechen und die kindliche Brust ganz öffnen. — Stets, guter Vater, wenn du einen Armen sahest, hast du ihm eine milde Gabe gegeben, und mir jedesmal dabei gesagt, daß Nächstenliebe eine der schönsten und heiligsten Pflichten sey. Gib daher auch dem alten Jäger Germond und der alten Martha, einen Theil deines Vermögens, und setze ein

Legat für arme hilflose Waisen aus, damit sie eben so wie ich in der Furcht des Herrn erzogen werden können, nnd einst, wenn sie in die Fremde hinaus treten, ein Reisegeld erhalten."

„Das kannst ja du, wenn ich gestorben bin," entgegnete der Baron.

„Nein, lieber Vater;" bemerkte Lina, „nicht so, nicht von mir sollen sie es empfangen; das würde der alten Martha und dem greisen Jäger wehe thun, wenn sie einem so jungen Mädchen verbindlich seyn müßten. Du, guter Vater, sollst ihnen einen Theil deines Vermögens geben und die Stiftung machen, damit dein Andenken gesegnet werde, und einst auf dein Grab Thränen des Dankes im Gebete fallen."

Auch über das Barons eingefallnen Wangen perlten bei diesen Worten klare Thränen herab, und Lina brachte nun das verlangte Schreibzeug.

Baron Rautenberg hatte mit zitternder Hand sein Testament niedergeschrieben und es mit seinem adelichen Wappen besiegelt; dann legte er die Feder aus der Hand, küßte Lina auf die Stirne, und sprach:

„Nun habe ich eine Stiftung gemacht, deren Segen auf deinem Haupte ruht. — Es war das letzte Werk, das ich gethan, denn mein Herz fängt an kalt zu werden. Lebe wohl, gute Lina!"

Lina legte ihr braungelocktes Köpfchen in des Barons linke Hand, und mit der rechten segnete er sie mit den Worten:

„Der Herr, der alle unsere Gedanken von ferne kennt, der jeden unserer Tritte sieht und bewacht,

er, der das Gute lohnt, und das Böse straft, sey dein Schutz und Schirm auf allen deinen Wegen! — Bleibe fromm, damit, wenn du einst eingehen wirst durch die Pforte des Jenseits, ich an deiner Hand vor den Richterstuhl des Ewigen hintreten und sagen kann: Hier bringe ich dir eine Waise, die ich väterlich erzogen und mit der Tugend vertraut gemacht habe. Sie ist mir nicht verloren gegangen; Herr, reiche ihr die Palme des ewigen Lebens! — — Und nun lebe wohl, meine gute Lina!"

Langsam senkte sich das Haupt des redlichen Mannes zurück auf das Kissen, das Auge schloß sich, und er verschied.

Trauer und Wehklagen war im Hause; Lina und Martha schlichen gleich stummen Schatten umher und der graue Förster durchstreifte trauernd den Wald.

Feierlich wurde der Baron zur Erde bestattet, eine unzählige Menge Menschen aus der Umgegend begleiteten die Leiche an das Grab, und kein Auge blieb trocken, denn Baron Rautenberg war von Groß und Klein geliebt und geschätzt. Erst drei Tage nach der Beerdigung öffnete Lina, auf Zureden des alten Försters, das verschlossene Schreiben im Pulte, und fand darin den Brief ihrer Mutter, den wir schon am Eingange dieser Erzählung gelesen haben. Nun erst wußte das Mädchen, auf welche Art sie in das Schloß Rautenberg gekommen sey, jedoch wer oder was ihre Mutter war, oder wo sich dieselbe früher aufgehalten habe, ob sie noch lebe und wo, das war ihr, so wie Jedem, ein Geheimniß. — Auch das Testament des Barons wurde nun eröffnet.

Dasselbe setzte Lina zur Universalerbin ein, bestimmte für den Förster Germond und die alte Martha ein ansehnliches Legat, und zur Gründung eines Waisenhauses eine bedeutende Summe.

Nun war Lina, das sechzehnjährige Mädchen, Besitzerin eines schönen Schlosses und einer großen Summe baaren Geldes. Vielleicht manches Mädchen würde in dieser glänzenden Lage ihren Karakter geändert haben und stolz, gebieterisch und ausschweifend geworden seyn; Lina aber blieb sich gleich, sie blieb gut und tugendhaft, und wurde gegen die Armen noch mildthätiger. Der alte Förster Germond und Martha blieben im Schlosse bey Lina, von welcher sie wie nahe Anverwandte behandelt wurden.

Wieder war ein Jahr mit dem Strome der Zeit dahin geeilt, als eines Morgens Lina das Schloß verließ, und ohne Begleitung nach dem nächsten Dorfe ging, dort Arbeitsleute zur Ernte zu bestellen. Nahe an diesem Dorfe begegnete ihr eine fremde arme Frau mit einem Kinde auf dem Rücken.

„Guten Morgen, mein schönes Fräulein!" sprach die arme Frau.

„Ich danke Euch!" erwiederte Lina, zog ihre Geldbörse und gab der armen Frau einen Thaler. — Die Frau, erstaunt über das große Almosen, blieb stehen, wischte sich das naßgewordne Auge trocken und sprach: „Ihr habt ein edles Herz! Wollt Ihr euch nicht von mir wahrsagen lassen?"

„Ich glaube nicht an diese Dinge," entgegnete Lina, „doch zum Scherz will ich es mir gefallen lassen?"

„Zum Scherz?“ fragte mit einem sonderbaren Lächeln die fremde Frau. „Gebt mir nur Eure Hand; Ihr werdet Euch einst erinnern, daß ich nicht Scherz mit Euch getrieben habe, sondern gar wohl die Kunst verstehe, aus den Lineamenten der Hand die Vergangenheit und Zukunft des Menschen zu lesen.“

Lina konnte sich kaum des lauten Lachens enthalten, sie unterdrückte aber solches, und reichte der armen Frau ihre linke Hand.

„Hm,“ begann die Fremde; „in Eurer Hand liegt ein sonderbares Verhängniß. Ihr stammt von armen Eltern, von niederer Abkunft, und seyd nun reich und hochgestellt. Ihr habt viel verloren, und werdet wieder Viel finden! Ihr seyd verwaist, und habt doch eins noch von den Eltern! — Laßt mich doch auch einmal den Lauf Euerer Adern sehen.“ Dabei strich die fremde Frau den Ermel von Linas Kleid bis zum Oberarme hinauf; aber plötzlich erbleichte die räthselhafte Fremde und schrie:

„O Gott! wie ist mir! Ihr seyd mein Kind!“ Erschrocken staunte Lina das sonderbare Weib an, und glaubte nicht anders, als daß es im Kopfe der armen Frau nicht richtig sey; die Fremde aber sah starr in der Gegend umher, rieb sich einigemal die Stirne, und rief dann wieder aus:

„Ja, ich erkenne mich! — In dieser Gegend war's! — Du bist meine Tochter, meine Lina! — Nur du kannst dieses Zeichen haben!“

Das erschrockne Mädchen wußte nicht, wie ihr geschah; der räthselhafte Brief ihrer unbekannten

Mutter, den ihr der verstorbene Pflegevater hinterließ, schwebte nun mit feurig goldnen Buchstaben vor ihrer Seele; doch zu schnell, zu plötzlich kam diese Scene, sie bedurfte selbst der Fassung.

Die Fremde war einer Ohnmacht nahe, sie hatte sich auf den Rasenboden niedergelassen; Lina kniete sich vor sie hin, und brachte sie endlich wieder zur Besinnung.

„Sprich nicht, Lina!“ hub nun die Frau an; „lasse mich erst den Argwohn einer Täuschung, der sich in deiner Seele regen muß, von deinem Herzen nehmen. Findest du eine Unwahrheit in meiner Erzählung, so rufe Leute zusammen, und lasse mich als eine Betrügerin in das Gefängniß werfen. — Nun höre mich ruhig an: „Du heißest Lina. Fünfzehn Jahre sind es, daß man dich gefunden hat; du lagst unter einem hohen Kreuze an einem Fußsteige im Walde, nahe bei einem Schlosse. Bei dir hat ein Brief gelegen folgenden Inhalts:“

Hier zog die Frau einen Zettel aus ihrem Busen und überreichte ihn der erstaunten Lina. Kaum konnte diese ihren Augen trauen, denn der Zettel enthielt die nämlichen Worte wie jener ihrer Mutter, und diese Worte waren von der nämlichen Hand geschrieben.

„Es soll dich dieß noch nicht überzeugen, daß ich deine Mutter bin,“ sprach nun die Fremde weiter. „Eines aber muß dir allen Zweifel nehmen; du hast an deinem linken Arm ein Muttermaal, welches eine natürliche Weintraube vorstellt; dieses nämliche

Maal hast du auf der rechten Fußsohle; und beide findest du auch an mir auf dem nämlichen Platze."

Die Fremde entblößte ihren linken Arm und den rechten Fuß, und die Zeichen fanden sich.

Nun war kein Zweifel mehr, daß die fremde Frau Linas Mutter sey; selbst auch ohne diese Zeichen hätte es Lina nicht bezweifelt, denn eine innere Stimme, ein namenloses Gefühl bei den Worten der Unbekannten: „Ihr seyd verwais't und habt doch eins noch von den Eltern," sagte ihr schon: das ist deine Mutter!

Wer ist im Stande, die Freude von Mutter und Tochter zu beschreiben! — Das kann keine Feder, selbst der Gedanke ist hiezu zu arm! —

Mit einem Jauchzen, das laut durch die Lüfte hallte, und dabei mit Thränen der Wonne im Auge, führte Lina ihre wiedergefundene, vor Freuden weinende Mutter in ihr Schloß, ließ sogleich alle ihre Leute zusammenrufen, und stellte ihnen die Mutter vor.

Um nun aber auch zu wissen, wie es der Mutter damals weiter ergangen, als sie vor fünfzehn Jahren ihre Tochter im Walde verließ, wollen wir aus ihrer eigenen Erzählung mittheilen, was zur Aufklärung nöthig ist:

Linas Mutter ging mit schwerem Herzen von ihrem Kinde, und weit, weit hin in der Ferne noch wollten sich ihre Thränen nicht stillen lassen. Unaufhaltsam eilte sie immer vorwärts, und selbst den Schlaf raubte sie sich, um immer ferner von dem Orte zu kommen, wo sie ihr Einziges und Höchstes

auf dieser Welt zurück ließ. — So gelangte sie in einen dicken Wald, in welchem ihr eine Horde Zigeuner begegnete. Furchtsam wollte sie vor diesen braunen Menschen fliehen, allein sie wurde von ihnen eingeholt, und mußte mit ihnen ziehen. Nach und nach gewöhnte sie sich an das Leben dieser Menschen, bei denen wenigstens für ihren Lebensunterhalt gesorgt war. Doch hatte sie nie im Sinne, bei ihnen zu bleiben, und vertraute auch Keinen von ihnen den Umstand an, daß sie ihr Kind in dem fernen Forste zurückgelassen habe. — Vierzehn Jahre zog sie mit diesen Nomaden umher, ohne daß sie Gelegenheit fand, ihnen entwischen zu können, bis endlich noch ein Weib der Horde, eine Schwedin, die ebenfalls von den Zigeunern geraubt war, mit Linas Mutter Gemeinschaft machte, und beide eines Nachts, mit dem Kinde der erstern, flohen. Die Schwedin starb auf der Reise, und Linas Mutter nahm das verlassene Kind mit sich. — Nun erst machte sich die Wanderin auf den Weg nach der Gegend, wo sie ihre Tochter verlassen hatte. Die fünfzehn Jahre verwischten freilich diese Gegend aus ihrem Gedächtnisse, doch die Hand des Höchsten führte sie, und brachte sie an den Ort, wo sie Lina fand.

Lina hatte nun eine Mutter! Freude herrschte im Hause, und an der armen Waise, welche Linas Mutter mitbrachte, suchte das brave Mädchen zu vergelten, was die Vorsehung Gutes an ihr gethan!

Der Invalide.

„Dieß der letzte Brief, den Du von mir erhältst; denn alle meine Bitten, mich einmal zu besuchen, sind vergebens, und somit — — — — dieß der letzte Brief. — Wenn ich die Postporto für alle meine Einladungsschreiben an Dich zusammenaddire, so finde ich, daß solche mehr betragen, als Dich eine Reise zu mir gekostet hätte; und ich habe meine Briefe an Dich absichtlich nicht frankirt, um Dich der vielen Porto einmal überdrüssig zu machen, und es dadurch zu bezwecken, daß Du einige Zeit das Landleben mit mir theilest; indeß Alles hilft nichts. Ich wollte gar nie mehr an Dich schreiben; allein wenn ich an die Jahre zurückdenke, welche wir miteinander in einem mehr als brüderlichen Verhältnisse verlebten, dann ist's mir gerade, als ob ich nicht mehr leben könne, ohne Dich wieder einmal gesehen zu haben. — Ich möchte es gerne versuchen, Dich noch einmal einzuladen, weiß jedoch nicht, wie ich es anfangen soll, daß es keiner Einladung gleichsehe. Nein, das kann ich nicht, und wenn ich es könnte,

so möchte ich es nicht, wenigstens nicht gegen Dich; denn mit Dir habe ich ja stets offen, ohne Maske gesprochen. Willst Du mir also eine große Freude machen, so komme bald, recht bald zu mir, und mache die Schuld quitt, welche Du mir verbindlich bist, denn Du weißt wohl, daß ich mich vor drei Jahren vier Wochen in Deinem Hause aufhielt, und der Zweck meiner Reise zu Dir kein anderer war, als Dich zu besuchen, — willst Du aber nicht zu mir kommen, so erwarte keine Zeile mehr, dann ist dieß bestimmt der letzte Brief

Deines

Dich mit Sehnsucht erwartenden
Freundes."

So schrieb mir ein alter Jugendfreund, Jösland, der mich wohl schon in mehr, denn ein paar Dutzend Briefen zu einem Besuche auf seinem Gute Windelheim eingeladen hatte, und die ich alle — ich muß gestehen, theils meiner Berufsgeschäfte wegen, theils wegen den Zerstreuungender Stadt, — unbeachtet ließ. Endlich konnte ich dem Verlangen meines Freundes nicht länger widerstehen. Ich hatte mit ihm die Universitätsjahre durchlebt, und wohl kaum können sich zwei Brüder herzlicher lieben, als wir einander mit Leib und Seele zugethan waren; sein Wille war der meine; mein Wunsch war sein Verlangen. — Ich suchte um Urlaub nach, und erhielt solchen auf zwei Monate.

Abenteuer begegneten mir auf meiner Reise keine, die der Mittheilung würdig wären; ich kam nach sechs Tagen gesund und wohlbehalten auf Windelheim

an. Der Empfang war, wie sich denken läßt, herzlich und um so überraschender, da ich mich nicht avisirte. Man bot Alles auf, mir Vergnügen zu machen.

Windelheim liegt in einer reizenden Lage, eine Stunde von dem Städchen B . . . entfernt, wohin ich täglich nach Tische einen Spatziergang, entweder in Gesellschaft meines Freundes Jßland, oder allein, unternahm, und gewöhnlich erst am Abende nach dem Schlosse zurückkehrte.

Fast jedesmal begegnete mir auf der Heimkehr ein alter Invalide, welcher an den wöchentlichen Holztagen die Erlaubniß benützte, sich aus dem benachbarten Forste etwas dürres Holz zu holen. Immer fand ich den Alten auf einem, mit einzelnen Waiden bepflanzten Platze, an einen Baum gelehnt, in einer ausruhend stehenden Lage, das schwere Bündel Strauchwerk, welches den magern Schultern des alten Kriegers gewiß eine drückende Last war, neben sich liegend. Da ich ihn hier täglich traf, so schien es mir nicht unwahrscheinlich, daß er meiner absichtlich wartete, um das Almosen in Empfang zu nehmen, welches ich ihm gewöhnlich und gerne zu reichen pflegte, und ich mich dann nicht selten lange mit ihm unterhielt. Eines Tages sah ich in der Stadt einen Invaliden zu Grabe tragen, und erfuhr zufällig, daß es der nämliche sey, welcher sich so fleißig Holz zusammentrug, und den ich täglich auf dem Waidenplätzchen traf. „So wird er also weder heute, noch je mehr ein Almosen von mir in Empfang nehmen,“ sprach ich leise mit einem herzlichen Seufzer, und wünschte dem Verblichenen, mit dem ich so zu sagen

Bekanntschaft, fast Freundschaft geschlossen hatte, ewige Ruhe.

Der Abend rückte heran, und ich machte mich auf den Weg, wieder nach dem Gute meines Freundes zurückzukehren. Schon stieg der Mond hinter den fernen Bergen auf und beleuchtete die anmuthige Gegend mit seinem blassen Silberlichte, als ich die Stadt wie ein dunkles Schattenbild hinter mir hatte, und, in Gedanken vertieft, und meine Seele mit dem möglich bittern Schicksale des zu Grabe getragenen Invaliden beschäftigt, langsam vorwärts schritt. Bei dem Waidenplätzchen angekommen, wo der weißbelockte alte Krieger gewöhnlich ausruhte, wäre ich sicher, ohne nach der Ruhestelle hinzusehen, durchgegangen; da hörte ich einen leisen Seufzer. Ich blickte auf, und — — — der beerdigte Invalide, dem ich eine sanfte Ruhe gewunschen hatte, stand, wie er einst leibte und lebte, sein Bündel Holz neben sich gelegt, an seiner gewohnten Wa de. — Die Pfeife fiel mir aus dem Munde, der Stock aus der Hand, und ein unbehagliches Grausen rüttelte, wie Fieber, meinen ganzen Körper. Schnell wollte ich vorübereilen, allein ich besann mich noch zur rechten Zeit eines Bessern und faßte den Entschluß, diese Erscheinung näher zu untersuchen, und den Geist des Verblichenen näher kennen zu lernen.

Es pflegen in der Regel die Truggestalten, wenn man sich ihnen vorurtheilsfrei und beherzt nähert, zu verschwinden, oder sich als das zu entwickeln, was sie wirklich sind; allein dießmal war es anders; die Erscheinung am Waidenbaume war und blieb der verstorbene Invalide, und ich erkannte ihn immer mehr und mehr, je näher ich ihm trat. Um meine

rückkehrende Angst und Furcht auf's Höchste zu treiben, streckte der aus dem Grabe Entflohene, so wie er es gewöhnlich im Leben that, seine Hand gegen mich aus, um das Almosen in Empfang zu nehmen, daß ich ihm sonst immer reichte; und aus den bleichen Lippen seines todenblassen Gesichtes preßte sich abermals ein tiefer Seufzer. Dieß brachte mich aus aller Fassung, und ich stand abermals stille; da öffnete sich noch obendrein der Mund des Geistes und wünschte mir herzlich einen „guten Abend," und nannte mich bei meinem Namen.

Nun aber zitterten mir alle Glieder; die Kniee schlotterten mir zusammen, und stotternd lallte meine vor Furcht trockene Zunge die Frage:

„Lebt Ihr denn wirklich wieder? oder ist es Euer Geist?"

„Ach, du lieber Gott!" entgegnete mir die Erscheinung. „Ich bin freilich alt und klapprich. Lange wird's nun wohl mit mir nimmer gehen; denn heute haben sie in der Stadt meinen alten Kriegskameraden begraben; und er war doch fünf Jahre jünger als ich. Ich glaube immer, ich folge ihm bald."

Jetzt ging mir ein Licht auf, so groß wie der Mond, der die fatale Scene beleuchtete. Ich sah nun ein, daß ich es mit keinem Geiste, sondern mit meinem wirklichen alten Invaliden, den die Städter mit dem Verstorbenen verwechselten und mir die Leiche als solchen bezeichneten, zu thun hatte. — Ich gab dem armen Manne, der mich, ohne sein Verschulden dießmal so sehr erschreckte, die gewohnte

Gabe, suchte meine Pfeife nnd meinen Stock, und schlenderte nach Windelheim, wo ich meinem Freunde Jöfland und seiner Familie beim Abendtische das erlebte Abenteuer zum Besten gab, und mich dafür ein bischen auslachen ließ.

Ich setzte meine Spatziergänge nach der Stadt, so wie immer, fort, und traf meinen alten Invaliden, nach wie vor, jedesmal auf dem Waidenplätzchen.

Eines Abends, als ich von der Stadt nach Windelheim zurückging, sah ich den Invaliden nicht an dem gewohnten Ruheorte, und glaubte daher, daß entweder er, oder ich mich verspätet habe, oder daß er mir vielleicht auf dem weitern Wege noch begegnen werde. Ich kam in Windelheim an, ohne daß mir ein Invalide begegnet war; und ich kann es nicht verhehlen, es war mir gerade, als ob mir etwas fehlte. Den andern Tag wollte ich nicht nach der Stadt gehen; allein ich fühlte ein sonderbares Verlangen nach dem alten Manne; hatte auch kaum den Nachmittags = Caffee getrunken, als ich schon nach meinen Hut und Stock griff, und der Stadt zueilte. Ich erkundigte mich in dem Gasthofe, in welchem ich gewöhnlich einkehrte, ob man nicht die Wohnung des alten Invaliden Colins — so hieß nehmlich der Alte — wisse. Man bejate meine Frage, und gab mir, auf Verlangen, Jemand mit, der mich zurechtweisen mußte.

In einem kleinen einstöckigen Häuschen wohnte der arme alte Mann in einem Dachstübchen. Ich fand ihn im Bette. Als ich eintrat, richtete er sich

halb auf, und wischte sich die Augen, als ob er ihnen nicht recht trauen wollte.

„Gott zum Gruße, ehrlicher Alter!" sprach ich, und reichte ihm die Hand zum Willkomm entgegen; da erfaßte er solche schnell, und drückte sie in seiner abgezehrten Rechten mit einer Kraft, welche seine herzliche Freude über meinen Besuch unverkennbar aussprach.

„Sind Sie es wirklich, gnädiger Herr?" fragte er mit zitternder Stimme. „Ich wollte meinen Augen nicht glauben." Er hob seine Augen gen Himmel, und sprach weiter: „Herr ich danke dir; du hast mir in den letzten Tagen meines Lebens noch eine große Freude bereitet!" Dann wandte er sich wieder zu mir: „Was, edler, gnädiger Herr, führt Sie in meine arme Stube? — denn das Sie gekommen seyn sollten, mich zu besuchen, kann ich nimmer glauben."

„Und doch blos darum komme ich zu Euch, guter Colin. Ich habe Euch gestern auf meiner Heimkehr nicht am Waidenbaume getroffen, habe Euch nirgends gesehen; dieß machte mich um Euch bangen, und ich ließ mich daher heute zu Euch führen."

„Der Himmel lohne Ihrem edlen Herzen, gnädiger Herr!" sprach er; und eine große Thräne trat ihm in das Auge und rollte über die graue Wimper und den narbigten Backen herab. „Ich bin krank und schwach, gnädiger Herr; werde das Bette nicht mehr verlassen können, denn ich fühle es, daß mein Ende naht. Nun, ich bin bereit zu sterben; habe lange genug gelebt!"

Ich tröstete den guten Alten, der sich so bereit in den Willen des Herrn ergab, und machte ihm Hoffnung, daß er bald wieder genesen werde; jedoch seine matte und zitternde Stimme ließ mich erkennen, daß er wirklich sehr krank sey.

„Wo ist denn Euer Krankenwärter?“ fragte ich. „Du lieber Herr Gott!“ entgegnete er mir. „Ich habe Niemand mehr auf der weiten Welt, der mir anverwandt wäre, und fremde Leute werden einen kranken Mann, der ihnen nichts bezahlen kann, nicht auswarten. Zuweilen kommt die Tochter meines Hausherrn, eines ehrlichen, braven Webermeisters, zu mir herauf, und fragt mich, ob ich nichts brauche. Das Mädchen ist so herzlich gut; allein sie hat für ihre Eltern, die sich keinen Dienstboten zu halten vermögen, zu viel zu thun, als daß sie sich oft mit mir befassen könnte.“

Ich blieb noch eine halbe Stunde bei dem armen Manne, nahm dann Abschied von ihm, legte auf sein Bett einige Goldstücke, für die er mir nicht mit Worten, sondern durch Thränen und mit gen Himmel gehobenen Blicke dankte, und entfernte mich. — Im Gasthofe wieder angekommen, trug ich dem Kellner sogleich auf, mir schnell eine verläßige Weibsperson kommen zu lassen, welche, gegen gute Belohnung, die Stelle einer Krankenwärterin bei einem alten Manne übernehmen wolle. Schon nach fünf Minuten war ein solches Individuum zugegen; ich dingte sie auf die Dauer des Krankenlagers des alten Invaliden, schickte sie durch den Lohnbedienten, dem ich die gehörigen Instruktionen ertheilte, zu

dem kranken Colin, und besorgte auch einen Arzt für ihn.

Durch eine ganze Woche besuchte ich nun täglich meinen Patienten, und mußte mich, zu meinem herzlichen Leidwesen, immer mehr und mehr überzeugen, daß es mit dem ehrlichen Colin nicht lange mehr dauern werde. Am neunten Tage entschlummerte der Gute zu einem bessern Leben. Ich war bei seinem Ende, und machte sogleich Anstalten, daß der Verstorbene, auf meine Kosten, zwar nicht prunkvoll, aber anständig beerdigt werde, welches auch am dritten Tage nach seinem Verscheiden geschah.

Ich folgte der Leiche bis zu ihrem Grabe, weinte dem Verblichenen dort noch eine aufrichtige Thräne der Wehmuth, wünschte ihm eine selige Ruhe, und kehrte in die Stadt zurück, dort noch einige Bekannte zu besuchen.

Früher, als gewöhnlich, wollte ich an diesem Tage die Stadt verlassen und mich nach Hause, auf das Gut meines Freundes Jößland begeben; allein die Stunden des Nachmittags flogen unbemerkt dahin, und es dämmerte schon, als ich aus dem Stadtthore trat.

Eben so, wie damals, als man mir den Tod des alten Invaliden fälschlich berichtete, waren meine Gedanken beschäftigt, sich die Lebensscenen des nun wirklich Verstorbenen, die er mir nach und nach bei unsern Zusammentreffen mittheilte, vor die Seele zu führen. Ich langte auf dem Waidenplätzchen an. Dießmal schien der Mond nicht; nur schwacher Sternenschimmer erhellte matt die Gegenstände um mich;

da fiel mein Blick unwillkührlich auf den Ort, wo Colin immer auszuruhen pflegte, und — — hilf Himmel! — — der nun wirklich verstorbene alte Invalide lehnte, wie gewöhnlich, an seinem Waidenbaume. — Nun sträubte sich mein Haar zu Berge, und Entsetzen durchfuhr mich; jedoch — war es zu große Furcht, oder Unwille über dieses Gaukelspiel, — ich schritt entschlossen auf die Gestalt zu, und redete sie schon in einiger Entfernung an. — Ich hörte weder eine Antwort, noch sah ich eine Bewegung; — der alte Invalide blieb stumm, und bewegte sich nicht aus seiner Stellung. Endlich trat ich der Erscheinung ganz nahe, und erblickte, statt des spuckenden Invaliden, einen abgestutzten und vom Winde dem Boden entwurzelten Waidenbaum, welcher sich an jenem gelehnt hatte, an dem der verstorbene Colin gewöhnlich ausruhte.

Einige Minuten staunte ich diese Täuschung an, ging dann ruhig nach Hause, hütete mich aber wohl, — um mich nicht zum zweitenmale auslachen zu lassen — meinem Freunde Jöfland oder seiner Familie etwas von diesem zweiten Abenteuer zu erzählen.

Der wilde Jäger.

1.

In dem Wahlfahrtskirchlein Sanct = Maria lagen Tausende der Pilger auf den Knieen, und stimmten ein in den feierlichen Gesang:

„Zu dir laß' uns das Herz erheben,
Zu dir in frommer Andacht fleh'n!"

Der wehmuthsvolle Ton der Orgel ergriff jedes Herz, und große Thränenperlen rollten über die Wangen eines Jünglings herab, der, seine Hände gefaltet, vor dem Bilde der Heiligen kniete.

Emil war es, der schönste Jüngling des Thales seiner Heimath. Aus seinem reinblitzenden Auge sprach ein feuriges, schuldloses Herz, auf seinem Gesichte lachte die Fülle der nie gestörten Jugendfrische.

Es war Abend geworden, als die Wahlfahrter das Kirchlein verließen, und theilweise sich zur Heimkehr anschickten. Auch Emil befand sich unter den letztern.

Die Sonne sank hinter die Berge, und ihre purpurnen Strahlen vergoldeten die Gipfel der hohen Alpen gar wundersam, als die, nach einem Trunke kühlen Wassers lechzenden Pilger sich im Schatten der dick belaubten Eichen des Teuferwaldes lagerten, die Gebirgsjünglinge die Reste der mitgebrachten Wildbraten vertheilten, und die Mädchen in ihren strohumflochtenen, um die Schulter hängenden Flaschen aus dem Becken des krystallreinen Waldbrunnens Wasser herbeiholten.

Alles war fröhlich und heiter; nur Emil nicht! Abgesondert von den übrigen, lag er unter einem Busche, heftete starr seinen Blick auf den goldnen Saum der Berge, und sprach für sich halblaut:

„Du, der diese Majestät mit Einem Winke schuf'st, du solltest nicht hören das Gebet der Unglücklichen? — Du, der du kein Haar von unserm Scheitel fallen lassest, du solltest nicht schauen und heilen das blutende Herz?"

„Was träumest du, holder Jüngling?" fragte hinter Emil eine Stimme, und Emil sah erschrocken auf, denn unbelauscht glaubte er diese Worte gesprochen zu haben.

Ein Greis mit silberweißem langem Barte stand vor ihm. Ein sanftes Auge, aus dem der Friede des Himmels leuchtete, blickte aus dem faltigen Ehrfurcht einflößendem Gesichte auf Emil herab. Langsam erhob sich der Jüngling von seinem Rasensitze, nahm seinen Hut vom Kopfe, und verneigte sich zum Gruße; doch seltsamer Schauer erfaßte sein jugendliches Herz.

„Welch' Kummer ist es, der deine junge Brust schon drückt?“ fragte im theilnehmenden Tone der silberbelockte Greis.

Eine Thräne, die Emil im Auge zu zerdrücken suchte, war die Antwort.

„Ich kenne deinen Schmerz! Sey getrost, dein Gebet und dein Glaube hat dir geholfen!“ So sprach der fremde alte Mann, und verschwand.

Nun erst fühlte Emil sein Inneres von einem kalten Schauer erfaßt; unheimlich dünkte ihm die Stelle, und er schloß sich an die übrigen Pilger an, die eben im Begriffe standen, ihre Reise weiter fortzusetzen.

2.

Buschmann, Emils Vater, ein stattlicher, gebildeter und wohlhabender Mann, sonst der Liebling der ganzen Gegend, war gutsherrlicher Förster im Dorfe Bittenfeld. Jeden Morgen wetteiferte er mit den gefiederten Waldsängern, wenn sein frommes Waidmannslied die Thäler seiner Revier durchhallte; und kehrte er am Abende aus den Wäldern heim, so hüpften ihm fröhlich die Kinder des Dörfchens entgegen, und reichten ihm die kleinen Händchen zum Gruße dar.

Buschmann war seit vielen Jahren zum Menschenfeinde geworden. Sein heiterer Gesang verstummte, auf seiner so freien Stirne zogen sich tiefe Furchen, sein Leben war ein dumpfes Hinbrüten; er floh die Menschen, sie flohen ihn. Er, der sonst jede trübe Stunde durch seine immer fröhliche Laune aus dem Kreise

seiner Familie und dem kleinen Zirkel seiner Freunde scheuchte, er, der die Freude, die Glückseligkeit seines guten Weibes, seiner lieben Kinder war, und ihren Morgenkuß stets mit Herzlichkeit erwiederte, dann mit ihnen ein frommes Gebet zum Himmel schickte, seine Büchse und Tasche umhing, und mit seiner muntern Diana in die Forste jubelnd zog, — — er war nicht mehr der zärtliche Gatte, der liebevolle Vater! Ein böser Dämon hatte seine Ruhe, sein Glück und seine Zufriedenheit gemordet! —

Noch röthete Aurora nicht ihr blaues Gewölbe, als Buschmann schon sein Lager verließ, auf dem er sonst so ruhig schlief, nun aber, von bösen Träumen aufgestreckt, sich quälend darauf herum wälzte. Schüchtern warf er dann einen Blick zum Himmel, entstieß der schwerbelasteten Brust einen Seufzer, suchte mit dem grausamen Packan die finstersten, unheimlichsten Stätten seiner Wälder auf, und hetzte mit nie zu stillendem Blutdurste die Thiere seiner Forste. Selbst die alten Hirsche, die ihn kannten, einem Rufe sonst so freundlich folgten und so manches Stückchen Brod aus der Hand ihm nahmen, selbst sie konnten seiner Wuth nicht mehr entgehen! — — Am späten Abende dann, wenn schon Alles auf der Matte der Ruhe schlummerte, ja, oft nach mehreren Tagen erst, kehrte Buschmann, vom Blute des gemordeten Wildes triefend, nach Hause, warf sich unentkleidet auf sein Bett, um am Morgen seinem unstäten, wüsten Leben wieder neue Nahrung zu verschaffen.

Niemand kannte den Grund der Leiden des sonst so friedlichen, guten Försters; Niemand vermochte,

ihm das Geheimniß zu entlocken. Sorgsam wich der Unglückliche jeder Frage der jammernden Gattin, der weinenden Kinder aus. „Laßt mich,“ sprach er dann; „es wird nicht mehr lange dauern!“ —

„Lieber Buschmann!“ redete ihn oft sein Gutsherr, Graf Flermont, an. „Vertraut Euch mir; ich schaffe Rath. Ihr wißt ja, wie lieb ich Euch habe! Ich sehe Euch leiden; das schmerzt mich tief! Nennt mir Euern Kummer; vielleicht kann ich Euch helfen!“

Doch weder dem Grafen noch dem Pfarrer des Dorfes, einem wackern Manne und treuen Seelenhirten, konnte es gelingen, mehr aus dem Leidenden zu bringen, als: „Es wird bald besser werden!“

3.

Mit der trostvollen Hoffnung, mit der festen Zuversicht, die herzlichen Gebete um Rettung des seelenkranken Vaters habe die Gebenedeite zu Sanct-Maria erhört, kehrte Emil zurück in die heimathliche Wohnung. — Doch ach! wie sank sein Glaube, als er bei seinem Eintritte in das väterliche Haus in den Thränen der Mutter und der Schwester die schmerzliche Klage lesen mußte: „Es ist noch nicht anders geworden!“ —

Emil, der des Trostes selbst so sehr bedurfte, suchte die jammernde Mutter, die weinende Schwester zu trösten. Er, dessen Inneres selbst zerrissen war, wollte den süßen Balsam der Leidenden, die Hoffnung, in die wunden Herzen Anderer flößen!

Der Vater war nicht zu Hause, als Emil von der Pilgerreise zurückkehrte; auch des andern Tages

kam Buschmann noch nicht heim aus seinen Forsten, und es befremdete die Försterfamilie selbst dann auch nicht, als er am dritten Tage noch nicht wiederkehrte; allein als acht Tage verflossen, und der Vater noch nicht nach Hause kam, da sprach aus jedem Blicke bange Besorgniß, und mit jedem Abende steigerte sie sich um so mehr, da Emil auch nicht Einmal im Forste auf den Vater stieß, wo sie sich sonst so oft begegneten.

Nach vierzehntägigen fruchtlosen Nachsuchungen um den Verlornen gewann die Furcht: der Vater habe seinem Leiden ein Ziel gesetzt, und sein trauriges Daseyn selbst geendet, um so mehr die schreckliche Gewißheit, da Emil den Hund seines Vaters, den fürchterlichen Packan, in einem Dickigte im Forste erschossen fand. Wer anders konnte dieß gethan haben, als Buschmann? — Durch den Tod seines Hundes wollte er jede Spur zu seiner Leiche unfindbar machen. So schloß die trauernde Familie, und die Mutter rief händeringend aus: „O, daß er doch in geweihter Erde läge!"

4.

Emil hatte sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht. Obgleich noch jung, war er doch an Kraft und That dem ernsten Manne gleich. Graf Flermont liebte ihn, wie sonst den Vater, und ernannte ihn auch zu dessen Nachfolger.

Wie einst Buschmann, so durchzog jetzt der schöne Jüngling die Reviere; doch seinen fröhlichen Gesang unterbrach oft plötzlich die schmerzliche Erinnerung an seinen verlornen Vater. Den raschen

Schritt durch die Thäler hemmte nicht selten der Anblick eines Plätzchens, wo er sonst mit dem Vater ein Mittagsbrod verzehrte. — Eine heiße Thräne glänzte dann im schönen Auge, und, sich den Schweiß von der Stirne wischend, nahm er den Hut vom Kopfe und betete für das Seelenheil des Vaters.

5.

Ein schöner Herbstabend war's, an dem Emil seine Tasche und Büchse umhing, und, in Nachdenken versunken, sich immer tiefer und tiefer im Forste verlor. Die hohen Tannen und Eichen, durch deren buschigte Aeste sich Luna's sanftes Licht nur spärlich stahl, bildeten gigantische Schatten.

Emil saß auf dem Stamme einer abgehauenen alten Eiche, während die nun altgewordene, doch immer noch muntere Diana, die jetzt den Sohn, wie einst den Vater zur Jagd begleitete, im Gebüsche umherspürte. Es rauschte; Emil erwachte aus seinen Gedanken, sprang auf, und ein schönes Reh stürzte aus dem Dickigte. Den Zwilling von der Schulter gerissen, schlug Emil an und drückte los. Doch das Thierchen mochte wohl schon ausser Schußweite seyn, denn es floh; Diana hinterdrein. Ferne, kaum hörbar, vernahm Emil das Klaffen seines Hundes; er eilte der Gegend zu, woher das Rufen zu kommen schien.

Immer dichter und finsterer wurde der Forst, und schon hatte sich Emil im Gebüsche so eingezwängt, daß er mit seinem Hirschfänger sich einen Weg bahnen mußte. — Nach einer Stunde mühesamer

Arbeit, binnen welcher Dianens Gebelle nur zuweilen hörbar war und endlich ganz stille wurde, gelangte der junge Förster in ein kleines, ihm ganz unbekanntes, von hohen Felsen ringsumgebenes Thal. Emil war noch nie hieher gekommen; ihn überraschte dieser Anblick; er schaute forschend umher, und staunte die stille, große Majestät an.

Schon wollte er eintreten in das schauerlich schöne Thal, als er betroffen im Eingange, den zwei Riesenfelsen bildeten, stehen blieb. Das Reh, das er gefehlt zu haben glaubte, lag ausgestreckt in der Mitte, und wurde von einer fürchterlichen Gestalt, um welche Emils Diana freudig herumsprang, betrachtet.

Emil erkannte in der gräßlichen Gestalt einen Mann, den das rohe Fell eines Wildes nur halb bedeckte, und dessen Kopf eine zerissene Binde umhüllte. Das weiße Leichengesicht, durch des Mondes falben Schein noch mehr erbleicht, wurde durch einen langen rabenschwarzen Bart zu einer gräßlichen Larve verunstaltet, und um die Füße waren rohe Thierhäute gebunden.

Emil, weder von seiner Diana, noch von dieser räthselhaften Erscheinung bemerkt, wußte Anfangs nicht, ob er aus diesem schauerlichen Thale fliehen, oder auf den unheimlichen Gast in seinem Forste losgehen und ihn befragen solle, was er in fremden Jagdrevieren suche. Er faßte endlich Muth, und ging festen Schrittes auf den Fremden los. Seine Tritte wiederhallten durch mehrere Echo; der Fremde blickte auf, und eilte einer Felsenhöhle zu, in der er sich

verbarg. Dieß Benehmen mußte den erstaunten Emil noch mehr betroffen machen, und kaum achtete er auf seine Diana, die ihm entgegen sprang, durch die possirlichsten Geberden ihre Freude zu erkennen gab, wieder von ihm weg in die Höhle eilte, aus derselben zurückkehrte und an Emil's Kleidern zerrte, als wolle sie ihm nach den finstern Schlunde ziehen.

Immer räthselhafter wurde dem jungen Waidmann diese Scene.

„Komme es, wie es wolle!“ rief Emil. „In diesem Dunkel muß mir Licht werden!“

6.

Den frischgeladenen Zwilling gespannt, ging Emil auf die Höhle zu. Tiefe Finsterniß lag in ihr; es schauerte dem jungen Förster; er blieb am Eingange stehen, und rief mit lauter Stimme hinein:

„Wer bist du, Fremdling? — und wer gab dir das Recht, in meines Herrn Forst zu hausen?“

Keine Antwort erfolgte; Todtenstille herrschte in dem schwarzen Grabe; — nur Emil's Worte wiedertönten hohl und dumpf.

Jede Furcht war nun aus Emil's Brust geflohen, und wieder rief er:

„Noch einmal frage ich dich: wer bist du? — Stehe mir Rede, oder ich schicke dir ein paar Kugeln zu, von denen eine sicher trifft?“ —

Wie aus einer tiefen Gruft hallten langsam die Worte heraus:

„Dadurch wäre vielleicht ein Theil meiner großen Schuld getilgt? — Doch zum Vatermörder sollst du nicht werden!“

O Gott! wie bebte Emil erschrocken zurück! und doch wie freudestürmend pochte sein Herz! — Es war des Vaters Stimme!

Mit dem Rufe:

„Vater! guter Vater! komme heraus in die Arme deines Sohnes! — Ach ich habe meinen Vater wiedergefunden! —

wollte Emil in die Höhle stürzen; da kam Buschmann langsamen nnd zitternden Schrittes heraus. Auf seinem Gesichte hatte sich die Verzweiflung in ihrer ganzen furchtbaren Größe eingefurcht.

Emil wollte den Vater an seine Brust drücken; doch dieser hielt ihn zurück und sprach:

„Gemach, mein Sohn! Bald werden zehn Jahre voll seyn, daß ich weder Weib noch Kind an dieß schuldbelastete Herz drückte! An ihm darf kein edler Mensch mehr ruhen! Ein Tieger nur darf mich umarmen, denn zum Tieger bin ich selbst geworden! — Eine Schlange hat in meine Brust sich eingenistet; es ist dies die Schlange der Reue und der Verzweiflung! — O, sie nagt unaufhörbar! — Ich war einst auch ein guter Mensch! — Nun ist es anders mit mir geworden! — Eine schwarze Stunde hat mich um die Seligkeit betrogen! — Seit zehen Jahren verfolgt mich das immer wache Gewissen, gleich einer Furie. Das Blut schuldloser Thiere, die ich mit nimmer satten Durste mordete, ihr Aechzen zu meinen Füßen sollte diese innere Geisel einschläfern! — — Es ist

mir nicht gelungen! — Ich wollte mich daran gewöhnen, Blut zu sehen; und — — Gott!“ — — (hier schüttelte es Buschmann fürchterlich) — „wenn sich die verwundeten Thiere in ihrem Blute krümmten, Emil! da war mirs immer, als sähe ich ihn, den Unglücklichen, wie er von meiner Kugel getroffen zusammenstürzte, und das Herzblut ihm aus den Kleidern — — —“

Heftiges Schluchzen erstickte die Stimme des unglücklichen Mannes, und Schrecken ergriff den zitternden Emil, als er vom Vater diese Worte hörte, und nicht anders glauben konnte, als rede solcher irre.

„Setze dich zu mir, Emil!“ — begann dann Buschmann etwas ruhiger, aber schwach. — „Ich muß dir mein Herz eröffnen. Dich hat die Hand des Allmächtigen hieher geführt, hieher, an die Stelle die wohl seit Jahrhunderten, ausser mir, kein menschlicher Fuß betrat, und zu der mich selbst vor vielen Jahren einmal nur der Zufall führte. — — Vielleicht liegt es im Rathschlusse des Unerforschlichen, daß ich vor meinem nahen Tode dich noch einmal sehen, noch einmal mit dir sprechen soll! — Eine innere Stimme gebietet es mir, dir den Grund meiner Leiden zu entdecken. Möge es dir zur Warnung vor jeder Verirrung, vor jedem unbesonnenen Schritte dienen. — Setze dich hieher zu mir; näher, immer näher; meine Stimme ist schwach geworden; sie wird bald ganz verstummen! — — Emil! Morgen sind es zehen Jahre, daß ich an einem schönen Abende vom Hause wegritt, die Gränzen meiner Reviere zu untersuchen. — Wie gewöhnlich ein frommes Waidmanns-

lied singend, durchstrich ich die Thäler. Die fröhliche Diana, meine treue Begleiterin, die auch dich noch nicht verlassen will, durchkreuzte die Gebüsche und trieb mir ein flüchtiges Reh, stark, wie das dortliegende, über den Weg. — — O, jenes unglückselige Thier! Es trägt die Schuld aller meiner zehnjährigen Leiden! — — Willkommen war mir dies Wild, denn man erwartete zur Geburtsfeier des Erstgebornen unsers Herrn viele Gäste. Alles trug dazu bei, das Fest zu verherrlichen; und da wollte ich denn auch mein Scherflein hinzu thun, und der herrschaftlichen Küche ein schönes Stück Wild liefern. — — Meine Büchse, die nie das Ziel verfehlte, knallte; doch das Reh, statt zu stürzen, flüchtete mit der Kugel im Leibe. Diana hinter ihm her, glaubte ich, es bald zu finden, setzte meinem Falben die Spornen in die Seite, und folgte im Fluge der blutigen Spur. — Immer ferner und ferner hörte ich das Rufen meines Hundes, und schon wurde mir der Wald unbekannter, als, mir nicht mehr ferne, ein Schuß fiel, und ich auf einen freien Platz anlangte. Hier lag das Reh, von mehreren Hunden umgeben, die ihm das Blut ableckten. Auch meine Diana war unter ihnen. — Ein Mann, in Weidmannskleidern, mir den Rücken zugewendet, die Büchse in der Hand, stand dabey. — Ich erkannte in ihm Guntram, den Förster der Gutsherrschaft Billenbach. — „Ist das Reh getroffen, Nachbar?“ rief ich dem Förster zu. — Er wandte sich nach mir, und erwiderte mit einem Lächeln, das mir das Blut siedendheiß durch die Adern jagte:

„Habt Ihr ihm den Schreckschuß gegeben? Meine Pille hat besser gewirkt!“

„O, hättet es immer laufen lassen können! Was kümmert Euch denn meine Jagd?“

„Eure Jagd? Ihr seyd wohl trunken, Nachbar?“

„Ich sah mich um, und erkannte meinen Irrthum, ich war schon tief im Tenserwalde.“

„Im Tenserwalde?“ fiel betroffen Emil ein, den jene Erscheinung des silberbartigen Greises wieder vor Augen schwebte.

„Nun ja, im Tenserwalde,“ fuhr Buschmannn fort. „Die dortige Jagd ist Eigenthum des Baron Billenbach. — — Das Reh ist mein! sprach ich zu Guntram!“

„Ihr kennt doch Waidmannsrecht?“ fragte mich ruhig Guntram. Schon wollte ich um das Reh bitten, da ich es nöthig hatte; allein das kalte Benehmen meines Nachbars trieb mir das Blut zum Kopfe. – Wollt Ihr das Reh mir gerne lassen? — fuhr ich ihn mit barschem Tone an.

„So nicht!“ antwortete er mir gelassen. „Ihr müßt anders mit mir sprechen!“

„Ja,“ rief ich entrüstet. „Mit der Büchse will ich mit Euch sprechen!“ und riß die Flinte von der Schulter. — — Mit einer Ruhe, die ich nie gesehen, lud Guntram sein Gewehr. — O, er mochte wohl nicht glauben, daß ich Unsinniger, ich Rasender, das Spiel so weit treiben würde. — Ich legte an, — (hier rollten die Augen Buschmanns, als wollten sie

sich aus ihren Höhlen drehen,) — nicht ich, ein Teufel drückte los. — — Guntram wälzte sich im Blute." — —

Händeringend stand Emil von seinem Sitze auf; Buschmann starrte wie eine bleiche Bildsäule den Boden an.

„Flieht, Nachbar!" fuhr Buschmann in seiner Erzählung fort, „rief mir der Blutende mit schon halbgebrochenem Auge zu — flieht, und sorgt für mein Weib und meine Kinder!"

„Entseelt lag er vor mir! — — Selbst im Tode noch wollte das ruhige Lächeln nicht von seinem Antlitz weichen. — — Nun fing es an, mir kalt zu werden; Fieberfrost durchschauerte meine Glieder; es klapperten mir die Zähne, und ich hörte die Hölle jauchzen! — — — O, Emil! — hat der Mensch zu schwer gesündiget, dann versucht es der Böse, ihn ganz zu verderben! — — Nie versagte mir mein sich'res Rohr; und jetzt, da ich es gegen mich selbst kehrte, um Schuld auf Schuld zu häufen, jetzt versagte es mir dreimal! — — Emil! der Mensch trägt eine heilige Stimme in seinem Herzen; sie ist mächtiger, als die der Leidenschaften; doch der Mensch will sie nur selten hören! — — Als ich zum viertenmale meine Büchse spannte, und sie gegen meine Brust richtete, da war es jene innere Stimme, die mir zurief: „„Halt ein, du Unglückseliger! — Was willst du beginnen? — Hast du nicht Weib und Kinder? — — Wie viele willst du morden?"" — — Langsam, als wäre meine Hand gelähmt, entsank ihr das Gewehr. — Ich war noch nicht tief

genug gefallen! — — — Fürchterliche Bilder umgaukelten nun meine Sinne; ich sah, wie man mich in Fesseln legen und auf das Hochgericht schleppen werde. — — Da packte ich den Unglücklichen, trug ihn in eine Felsengrube, bedeckte ihn mit dem abgefallenen Laube der Bäume, ließ das Reh liegen, bestieg meinen Gaul, und floh nach Hause.“ — —

„Schon nach einigen Tagen verbreitete sich in der ganzen Gegend das Gerücht von dem plötzlichen Verschwinden des Försters Guntram. Niemand konnte, Niemand wollte eine Muthmassung schöpfen, wo der Verlorne hingekommen sey; Jedermann bedauerte ihn. — — Ich wollte hin, seinen Leichnam frei zu legen, damit er gefunden, in geweihter Erde bestattet werden und man glauben möge, er sey von Wilddieben erschossen worden; doch ich konnte nicht mehr die Stätte sehen, wo ich zum Mörder geworden war! Nun packte mich die Hyder der Verzweiflung; ich wurde scheu, floh die Menschen, glaubte in jedem Gesichte einen Häscher zu erblicken, und bebte vor dem Gedanken: entdeckt zu werden. — Da warf mich ein hitziges Fieber aufs Krankenlager. Was der Rathschluß des Unerforschlichen mit mir vorhatte, als ich, selbst im Paroxismus, mich nicht als den Mörder Guntrams nannte, nicht meinen Leiden unterlag, das ist mir noch dunkel. — Mein Körper genas; meine Seele aber blieb krank! Ich lebte von jener Stunde an mir und den Meinen zur Qual! — —“

„Ich wollte nun für die hinterlassene, unglückliche Familie des von mir gemordeten Guntrams

sorgen, wollte sie unterstützen; doch sie hatte die Gegend schon verlassen, ohne daß man wußte wohin sie gezogen sey. — O, die Unglücklichen! Sie mochten nicht mehr in den Thälern leben, die ihnen den liebevollen Vater raubten! — —"

„Daß ich zehn Jahre lang die Qual des peinlichsten Gefühles ertrug, daß ich ihr nicht unterlag, nicht doch einmal zum Selbstmörder wurde, dies zeigt von dem weisen Rathschluß des Lenkers all' unserer Schicksale."

„Emil, mich schaudert jener gräßliche Ort an; ich kann nicht hin; doch gehe du, und suche, ob du nicht Ueberreste der Gebeine des Gemordeten finden kannst. Du wirst sie sammeln und in geweihter Erde begraben. Es muß dir zwar ein schrecklicher Auftrag seyn, und ich fürchte, du wirst dem Anblicke unterliegen, wenn du die Ueberreste dessen findest, den die Hand deines Vaters gemordet hat; doch durch diesen Dienst glaube ich, einen Theil meiner Schuld zu bezahlen; und es ist ja auch der letzte Dienst den du deinem unglücklichen Vater erzeigen kannst."

Buschmann beschrieb nun seinem Sohne genau die Stelle, wo er das Verbrechen beging, und sprach dann:

„Gehe nun, mein Sohn!"

Emil stürzte vor Buschmann und bat: „Vater, bester Vater! siehe, auf den Knieen flehe ich dich an, kehre mit mir zurück zur trostlosen Mutter, zur jammernden Schwester! — Komme mit; es wird Alles gut werden!"

Emil wollte noch einmal flehen; doch Buschmann unterbrach ihn: „Stehe auf und gehe, oder ich gehe, und du siehst mich dann nicht mehr!“

Da stand der junge Forstmann auf; seine Augen blitzten durch die Thränen, und vor dem Vater kniete er hin und bat: „Vater, gieb mir deinen Segen!“

„Gerne möchte ich dies,“ erwiderte, schwer seufzend, der alte Förster! „doch die blutbefleckte Hand darf nicht auf dein schuldloses Haupt gelegt werden! — Zum Fluche würde dir mein Segen! — — Bete zu Gott, zu dem ich nicht mehr das scheue Auge zu erheben wage; er, der jetzt dein Herz erforscht, wird dich segnen und deine Schritte leiten! — — — Drei Tage will ich deiner harren; sind sie verstrichen, dann suche mich nicht mehr hier!“

Emil wollte des Vaters Hand ergreifen, um sie kindlich zu drücken, doch Buschmann zog sie hastig zurück, und eilte hinweg nach der Felsenhöhle. —

Die muntere Diana hüpfte freudig, als wolle sie ihren Herrn zum schweren Gange aufmuntern, um Emil herum, und dieser sank dann nochmals auf die Kniee, schickte ein inbrünstiges Gebet zum Himmel, und verließ das Felsenthal. —

7.

In sich gekehrt, wandelte Emil durch die Stille der Nacht, die nur durch das sanfte Rauschen der Bäume und den Widerhall des nahen Sturzbaches unterbrochen wurde, der bezeichneten Stelle im Teuserwalde zu.

Der melancholische Klang der fernen Klosteruhr die eben die Mitternacht verkündete, und deren Töne vom leisen Winde herüber geweht wurden, machte Emils Brust beklommner noch. Er stand stille; seine treue Diana schmiegte sich an ihn, als fühlte sie selbst das Schauerliche des furchtbaren Geheimnisses, das diese Stätte bewahrte.

In der Felsenschlucht regte es sich. Emil staunte, fast wollte ihn Furcht vor Gespenster packen; doch er faßte Herz, und schlich näher.

An einer alten Eiche hing ein Kruzifix, vor dem der Mann mit dem langen silberweißen Barte kniete, welcher Emil auf seiner Heimkehr von der Wallfahrt nach St. Maria am Brunnen im Tenserwalde erschienen war. Emil stand, wie an den Boden gewurzelt; doch Diana machte durch ihr Gebelle den Fremden aufmerksam, und solcher blickte auf.

Mit ruhigem Schritte trat der Greis dem jungen Forstmann entgegen, ergriff dessen Hand, und schaute ihm in das vom Monde beleuchtete Gesicht. „Euere Züge habe ich schon einmal gesehen,“ redete der Fremde den Emil an.

„Am Brunnen im Tenserwalde,“ erwiderte der von seinem Schrecken etwas zurückgekommene Emil.

„Seyd ihr nicht des verstorbenen Förster Buschmann's Sohn?“

„Des verstorbenen?“ — fragte Emil betroffen.

„Nun ja! Buschmann starb ja schon vor vielen Jahren,“ entgegnete der räthselhafte Alte.

„Ihr seyd falsch berichtet,“ bemerkte Emil; „denn mein Vater lebt.“

Mit diesen Worten entpreßte sich Emils Brust ein tiefer Seufzer.

„Wie? euer Vater lebt? — — O, sagt mir, wie geht es ihm?“

Abermals ein lauter Seufzer war des jungen Försters Antwort.

„Was deutet euer Seufzen, junger Mann? Wo ist euer Vater? Sagt, wie es ihm geht!“

„Es geht ihm gut!“ antwortete Emil, mit einem flehenden Blicke zum Sternenhimmel.

„Nein, euer Blick spricht anders! — Emil ihr seyd meinem Herzen näher anverwandt, als ihr glauben möget! Seit zehen Jahren aber sah ich euch nimmer, ausser damals bey dem Brunnen.“

„O Gott, wie ist mir?“ sprach Emil. „Ihr wißt meinen Namen? — Und seit zehen Jahren sahet ihr mich nicht?“ „Ja Emil; so ist's;“

„Wer seyd ihr denn?“ fragte schüchtern Emil.

Wer ich bin, könnte euch wohl gleichgültig seyn. Doch ihr sollt es wissen, wenn ihr mich nach euerm Hause begleiten, und mir dort ein Nachtquartier vergönnen wollet.“

„Es wird der Mutter Freude machen, euch zu beherbergen; doch kann ich euch nicht begleiten, es ruft mich ein Geschäft nach Gründlingen zum Förster. Wißt ihr den Weg nach meines Vaters Haus?“

„Ob ich ihn weiß? — Ich war sonst oft bei euch!“

„So gehet hin, und grüßt von mir die Mutter!“

„Nicht auch den Vater?“

„Ihr werdet ihn nicht zu Hause treffen,“ erwiderte Emil nicht ohne Verlegenheit; wollte sich jedoch in keine nähere Erörterungen einlassen, und setzte schnell hinzu: „Nun lebt wohl! ich seh' euch morgen wieder.“

Emil entfernte sich eilenden Schrittes, um den Fremden dadurch zu bewegen, diesen Ort zu verlassen, was dieser auch sogleich that! Emil — als er sich allein sah — kehrte hieher wieder zurück, und machte sich an das schauervolle Geschäft, die Gebeine Guntrams aufzusuchen.

Mit zitternder Hand wühlte der Jüngling in dem Laube, welches die fürchterliche Stätte bedeckte, und bald fand er noch einige Stücke der Gebeine des Unglücklichen. — Sorgfältig sammelte er sie; es waren deren nur wenige, und unter diesen wenigen nur noch einige, die der Zahn der Wölfe verschont hatte. Emil verbarg sie in seiner Waidtasche, fiel nieder vor dem Kruzifix, betete zu dem Unerforschlichen, und eilte zurück.

Der fremde alte Mann mit seinem Silberbarte war unterdessen im Hause Buschmanns angelangt; es war nach Mitternacht. Alles schlief, nur die Hunde des Dörfchens meldeten den Fremden, der an dem Försterhause pochte. Ein Jagdgehülfe Emils öffnete die Thüre, entnahm den Gruß und die Bitte des

alten Mannes, und führte solchen in eine reinliche Kammer, wo ein frischgewaschnes Bett stand.

Ruhig wurde es im Dorfe, so wie im Försterhause, und der Fremde schlief sanft ein.

8.

Nicht zum Gottesacker eilte Emil mit den gefundenen Ueberresten des unglücklichen Guntrams; er wollte seinen Vater von der Erfüllung dessen Auftrages überzeugen.

Emil stand am Eingange des Felsenthales, ohne zu wissen, wo er sich befinde, so sehr stürmten die manigfaltigsten Gefühle in seiner Brust. — Diana, die ihm schon vorangesprungen, kam mit dem alten Buschmann, dessen Blick nicht mehr so wild umher rollte, aus der Felsenhöhle, und nun erst erkannte sich Emil, und stürzte hin auf seinen Vater, ihn an das kindliche Herz zu drücken.

„Noch nicht!“ sprach dieser, ihn abhaltend. „Erst sage mir, warst du im Tenserwalde?“

„Ja! Ja! Vater, ich war dort!“ —

„Fandst du, was du suchtest?“

„Ja; doch wenig nur!“

„Emil! Seit du von mir gegangen, wurde mir so leicht, so wohl, meine Brust athmet freier, und es ist mir immer, als stehe Guntrams Geist vor mir, und reiche die versöhnte Hand mir zu. — Emil, wenn mir diese Ruhe bleibt, so kann ich wieder unter euch wohnen! Sage mir, warst du wirklich an jener Stätte?“

„Hier sind die Zeugen!“ und aus seiner Waldtasche zog Emil die gefundnen Beine.

Wehmüthig betrachtete Buschmann diese Knochentrümmer, und mit thränendem Auge sprach er:

„Also blos ihr einzelnen Beine seyd noch da von dem braven Manne! Ich gelobte, euch der geweihten Erde zu übergeben. Ja! die Hand, die euch mordete, soll euch auch begraben. Ruht auch nicht des Priesters Segen auf euerm Hügel, so segnet euch doch das Gebet euers Mörders, denn der Allbarmherzige nicht ganz verstoßen wird! — — Nun komme, Emil; laß' uns das Geschäft beginnen!“ —

Buschmann ging noch einmal in die Höhle, und kam nach einer Weile in jenen Kleidern, die er bei seinem Verschwinden aus seiner Familie trug, und mit ganz abgeschornen Barte zurück.

Sie gingen nun der Heimath zu. Buschmann verscharrte die Gebeine auf dem Gottesacker, kniete nieder auf das Grab, und betete lange.

Der Morgen dämmerte!

9.

Emil's Mutter war bereits aufgestanden, und bereitete mit ihrer Tochter das Frühstück für den Fremden, dessen Ankunft der Forstgehülfe bereits gemeldet hatte.

Freundlich wünschte der Fremde der Hausfrau und ihrer Tochter einen „guten Morgen,“ und bot seine Hand zum Gruße dar.

„Seyd willkommen im kleinen Försterhause, und begnüget Euch mit dem, was ich Euch zu reichen vermag!“ sprach die Försterin.

Der Fremde drückte ihr die Hand: „Ich kenne ja ohnedem Euere Gastfreundschaft, liebe Frau Buschmann! — Ich habe schon so manche Nacht unter Euerm Dach zugebracht!“

„Wie? Ihr wäret schon öfter bey uns gewesen? Ich kenne Euch nicht!“

„Es ist auch schon lange her. Damals war ich und Ihr noch jünger, und Euern Sohn schaukelte ich oft auf den Knieen. — Die Jahre altern den Menschen, und machen ihm die Vergangenheit vergessen!“

„Nicht Alles!“ entgegnete die gute Frau mit einem leisen Seufzer. „Doch, wollt Ihr mir denn nicht sagen, wer Ihr seyd? — Euere Züge werden mir bekannter, je länger ich Euch betrachte.“

„Ich heiße Martung, bewohnte vor vielen Jahren eine kleine Meierei in Euerer Nähe, und kam oft zu Euch herüber. — Nun wohne ich mehrere Tagreisen von hier.“

„Ihr werdet Euch wundern, daß ich so vergeßlich bin; allein ich kann mich Eures Namens nicht mehr entsinnen. — Doch jetzt lasset Euch mit einem kleinen Frühstücke genügen.“

Man setzte sich zu Tische, und besprach noch so Manches. Der Fremde, der den alten Buchschmann wirklich in Geschäften abwesend glaubte, wollte noch nicht nach ihn fragen, sondern es der Hausfrau überlassen, selbst darauf zu kommen.

10.

Die Thüre öffnete sich, und Emil trat ein. In seinem Auge glänzte die höchste Wonne; er flog seiner Mutter und Schwester in die Arme, und begrüßte den Fremden mit stürmischer Freude.

„Warum denn so vergnügt mein Sohn?“ frug die Mutter.

„O gute Mutter!“ rief er aus: „Heute bin ich der glücklichste Jäger unter der Sonne!“

„Nun, was fandest du denn?“

„Seinen Vater!“ rief Buschmann, der nun zur Thüre herein an die Brust seines Weibes stürzte.

Leblos sank die Gattin in die Arme des Mannes, den sie längst als todt betrauerte, und nur dem rastlosen Bemühen des erstaunten Fremden und Emils gelang es, die in tiefer Ohnmacht Liegende zum Bewußtseyn zu bringen.

Hannchen lag auf den Knieen, und hielt, vor Freude laut schluchzend, die Füße des Vaters umklammert.

„Wie ist mir denn? — Was geschah mit mir?“ sprach mit schwacher Stimme die ins Leben Zurückgerufene.

„Kennst du mich denn nicht mehr, gutes Weib?“ Nun erst erkannte sie ihn.

„Ja, du bist's! O, tausend Dank dir, du großer, unendlicher Gott! — Du, Barmherziger, hast mir meinen Gatten wiedergegeben!“

„Und mir meinen Vater!“ rief Hannchen mit aufgehobenen Händen.

Thränen perlten über die Wangen der Eltern und Kinder; — doch der Fremde wußte nicht, was dies zu bedeuten habe.

Nun erst richtete Buschmann seinen Blick auf den Gast, und wollte ihn begrüßen, da bebte er zurück, und sank mit dem Ausrufe:

„O Gott! das ist Guntram's Geist!“

ohnmächtig zusammen.

War vorhin das Staunen über Buschmanns Erscheinen schon auf's Höchste gesteigert, so wurde jetzt eine allgemeine Verwirrung unter Allen. Mutter, Sohn und Tochter blickten scheu auf den Fremden.

Guntram, der jetzt seinen falschen Bart abgenommen hatte, ergriff Buschmanns Hand und schüttelte sie. „Ich sehe aus dem so eben Vorgefallenen,“ sprach er, „daß du viel gelitten hast, daß selbst deine Familie ein hartes Schicksal trug! — Wache auf und erkenne mich als den wirklichen Guntram, den du gemordet zu haben glaubest!“

Buschmann schlug die Augen auf und rief:

„O Gott! er ist noch nicht fort!“

„Freund, komme zu Dir; ich bin nicht todt, ich lebe!“

„Wie?“ fragte Buschmann, „kannst du dem Grabe entlaufen? Diese Hand mordete dich; diese Hand verscharrte dich; und diese Hand hat erst vor

wenigen Augenblicken Deine Gebeine begraben! Bist du nicht Guntram's Geist, der nun kommt, mich zu quälen?“ —

„Fühle doch den Druck meiner Hand!“ rief Guntram aus.

„Ja, ich fühle ihn!“ sprach Buschmann gelassener. „Doch, wie ist es möglich? Ich sah dich in deinem Blute wälzen, sah dein sterbend Auge, sah dich verscheiden!“

„Nun so höre mich ruhig an!“ erwiderte Guntram. „Lasse dir ein Geheimniß entdecken, das selbst mein Weib mit ins Grab genommen hat.“

Die Zitternden setzten sich; Buschmann bat Guntram, ihm zu erlauben, seine Frau und seine Tochter, denen dieß Alles noch ein Räthsel war, erst mit dem Geheimnisse bekannt zu machen; erzählte ihnen dann, was wir schon aus seinem Munde in der Felsenhöhle anhörten, und als er seine Erzählung schloß, nahm Guntram das Wort:

„Als mich deine Kugel an jenem unglücklichen Tage zu Boden streckte, schien mich das Leben verlassen zu haben. Es war dem nicht so. Ich erwachte aus meinem Todesschlummer, und befand mich in der Hütte des frommen Klausners, den der Himmel sanft ruhen und seine Asche segnen wolle! — Noch war der Greis beschäftigt, mir heilende Kräuter in die Wunde zu legen, die mir Deine Kugel in die Brust schlug. Nach einigen Stunden schon konnte ich sprechen, und mich des Vorfalls im Walde erinnern. Auf meine Frage, wie ich in die Eremitenzelle gekommen sey, erzählte er mir, daß er von

einem Krankenbesuche nach Hause gegangen, und der Weg ihn an der Stelle vorüberführte, wo das getödtete Reh lag. Er betrachtete es, da hörte er in der Felsenschlucht das Aechzen eines Sterbenden. Er eilte hin, schaffte das Laub hinweg, und erkannte mich. Von Schauder ergriffen, doch mit Jünglingskraft hob er mich auf seine Schulter und trug mich in seine Klause. — Mit der Kraft der Kräuter bekannt, bemühte sich der Greis, mich dem Leben wieder zu geben. Die Kugel die nicht tief im Fleische stack, hatte er mir herausgenommen. — Ich nannte Deinen Namen nicht, als er mich um den Thäter fragte; ich bat ihn, die Sache zu verschweigen. — Meiner Familie ließ ich sagen, ich käme erst nach einigen Tagen nach Hause. Der Klausner selbst überbrachte diese Botschaft meinem Weibe, ihr das Vorgefallne wohl verschweigend. Schon nach drei Tagen konnte ich frei umhergehen, da erkrankte der gute Greis, und verschied des andern Tages. Seine Leiche begrub ich, und eilte nach Hause zu den Meinigen, bei denen ich meines Ausbleibens wegen ein in Ordnung gebrachtes dringendes Geschäft vorschützte.

Meinen jungen Gutsherrn, hatte ich längst meinen Dienst aufgekündigt, ich packte daher meine Habseligkeiten zusammen, und reiste mit Weib und Kind bei Nacht ab, ohne Jemanden zu sagen, wohin. Acht Tagereisen von hier hat mein Bruder eine Besitzung; dorthin zog ich; und von dort aus wollte ich Dir lieber Buschmann, meine Auferstehung von den Todten zu wissen machen! Doch kaum bei meinem Bruder angelangt, erfuhr ich durch einen Wanderer, der vorgab, aus Deiner Gegend zu kommen,

daß du gestorben seyest. Und so nahm ich mir denn vor, das Geheimniß mit unter die Erde zu nehmen.

Mein Weib erkrankte vor einem Jahr, und ich entschloß mich zu einer Wallfahrt nach St. Maria. — Dort sah ich Dich, Emil, am Brunnen im Tenserwalde, und sprach zu Dir jene Worte, deren Du dich noch entsinnen wirst.

Mein Weib ging heim zu den Vätern! Gott schenke ihr den ewigen Frieden! — — Auch meine Tochter folgte ihr bald in das Grab! — — Der Herr hat sie mir gegeben; der Herr hat sie mir genommen; — sein Name sey gepriesen! —

Nun entschloß ich mich, die alte Heimath wieder einmal zu besuchen, um zu sehen, wer von den alten Bekannten noch am Leben sey. Ich machte gestern eine starke Tour, die Nacht überraschte mich, ich ging im Gehölze irre, und gerieth an jene Stelle, wo Du, Emil, mich die vergangene Nacht fandest.

Und nun bin ich bey euch! und — wenn ich euch nicht zur Last falle — so nehmt mich auf, und behaltet mich bey euch!"

„Nur der Tod soll uns trennen!" rief Buschmann aus.

„Doch Eines will mir noch nicht in den Sinn!" setzte Buschmann hinzu.

„Und dieses Eine wäre?" fragte Guntram.

„Wessen sind die Gebeine, die Emil mir brachte?"

„Darüber sollst du Aufschluß haben," entgegnete Guntram. „Ich sagte schon, daß der Klausner der

mich pflegte, am dritten Tage starb. Einige Augenblicke vor seinem Tode rief er mich noch einmal an sein Lager und sprach; „„Ich fühle mein Ende nahen! bleibet noch so lange bei mir, bis ich verschieden bin; dann nehmet meine Leiche, und begrabet sie an der nämlichen Stelle, an der ich euch verwundet fand!““ Seinen letzten Willen habe ich erfüllt, und so geschah es, daß Emil die Reste des frommen Klausners für meine Gebeine hielt, und du sie begraben hast.“

Buschmannn und Guntram fielen sich nun um den Hals, und schwuren einander Vergessenheit des Vergangenen und Liebe und Treue für die Gegenwart und Zukunft.

Da nahm Guntram ein Papier aus der Tasche und aus diesem eine Kugel, zerschnitt solche in zwei Theile, und gab dem Emil und dessen Schwester jedem eine Hälfte mit den Worten:

„Nehmt dies, Kinder, zum Andenken an mich! Diese Kugel war es, die große Trauer und jetzt große Freude bereitete!“

Die Geisterhöhle.

Stille war der Abend, nur die Blätter der Bäume rauschten vom leisen Zephir bewegt, und traurig tönte der Philomele schwärmerisches Lied hin durch das schöne Thal, in dessen Mitte sich die Burg Wildenstein mäjestätisch erhob. — Anders war es in Adalberts Herz, es tobte und stürmte in seinem Innern, ihm bangte im einsamen Gemache. Er öffnete die Fenster, um freier athmen zu können, doch — vergebens! immer unruhiger wurde es in ihm; heiße Tropfen entrollten der hohen Stirne, er mußte in's Freie. Die Laute in der Hand, eilte er die Burg hinab, und warf sich an dem Ufer des Silberbaches, der nahe der Veste das sanfte Thal durchfloß, nieder. Nicht ferne lag die Geisterhöhle, der sich kein menschliches Wesen zu nahen wagte. Schrecken haußte dort; doch Adalbert, dem Furcht und Schrecken fremd, sang ohne Grau'n sein traulich Abendlied.

Schon waren seiner Brust der Seufzer viel entflogen, als dumpf sein Name dreymahl tönte; er

fuhr rasch von seinem Sitze auf, und durchspähte forschend das Dickigt, das, vom blassen Schein des Mondes durchdrungen, große Bilder schuf. Er konnte nichts gewahren, und schon verdroß es ihn, sich so geneckt zu sehen.

„Wird wohl wieder rufen!" sprach er an einen Baum sich lehnend, das stets getreue Schwert wieder in die Scheide steckend. Lange harrte er der Geisterstunde, sie kam — nochmal entblößte er sein Schwert, und ruhig verstrich die bangenvolle Mitternacht. Kein Name tönte, kein Unhold zeigte sich. Entrüstet über diese Todtenstille, sein Inneres nun noch mehr gereitzt, bestieg er traurig wieder seine Burg, schloß sich in sein Gemach, und warf ungeduldig sich auf seine Lagerstätte.

In tiefes Nachdenken versunken, starrte er vor sich hin; ihn floh der Schlaf.

Noch graute kaum der Morgen, als hastend Adalbert vom Lager sprang, das Schwert an seine Lende gürtete, das muth'ge Roß bestieg, und aus dem Burghof stürmte.

Nicht um sich zu tummeln, jagte er waldeinwärts, Ruhe sich zu holen, ritt er der Kapelle zu, die Ehrfurcht beuend schön im finstern Forste lag. Er band sein Roß an einen Baum, trat ein ins Heiligthum und warf sich vor dem Altare auf die Kniee.

Nur Seufzer waren sein Gebet, die der beklommenen Brust entstiegen. Gen Himmel wandte sich sein Blick und dreymal laut rief er den Namen „Bertha!"

„Also eine Dirne drückt Euch in den Staub, sonst immer starker Ritter?“ — Die Rechte an des Schwertes Griff, sprang Adalbert von seinem Platz erschrocken hastig auf, denn ohne Zeugen glaubte er allein sich hier; — doch nur die Stimme des frommen Eremiten war es, der, nach ihm eingetreten, noch seine Worte hörte, und der dem Heiligthume nahe schon lange seine Zelle baute. —

Adalbert, verlegen zwar, doch keiner Schuld bewußt, verneigte sich, und segnend bot der Silberlocken-reiche Greis die bleiche Faltenhand ihm dar. Gewohnt, in dieses Mannes frommer Rede stets Ruhe für das bange Herz zu suchen, begann nach Kurzem Adalbert: „Ehrwürdiger Vater, ich war stark und trotzte jedem Schlag, den Menschengroll und Schicksalslaune schlug; nichts konnte meinen Muth je beugen, nichts meinen Arm je schwächen: mir lächelte die Morgensonne ihren süssen Gruß, der Abend traf mich heiter! — Zufriedenheit und Ruhe, rein genossen, waren stets mein Loos!“ (— Hier seufzte Adalbert, und Thränen zeigten sich in seinem klaren Auge —) „Doch hart verfolget nun das grause Schicksal mich, tief beugt es mich zum Staube. Erlasset mir, o Greis! die Schilderung meiner Lage! Des Unerforschlichen Bestimmung will es so; nicht reitzen will ich noch das kranke wunde Herz, nicht gegen den Erhabnen murren! — Ich traure — doch schweige ich, und dulde. Verwelken auch die sonst roth blüh'nden Wangen, faltet auch die sonst so freie Stirne, verlischt gleich auch der Jugendkräfte Feuer; — ich fühle den Verlust darum nur halb! Durch großen Schmerz zerfleischt

eilt der Auflösung zu mein qualenvolles Seyn. — O! wenn Erinnerung mich an jene gold'ne Tage geleitet, wo sie mir hold den treuen Arm einst bot, sie die — — — doch still'! schon hebt das Brausen sich der schmerzerfüllten Brust — nicht weiter nun — ein andermal — lebt wohl!" —

Schon wollte Adalbert aus der Kapelle fliehen, als ihn der Eremit mit Kraft zurück noch hielt, und ihn mit einer Milde bat — der nie ein Mensch noch widerstand — das bange Herz in seinen Schooß zu leeren; und Adalbert — des Greises Liebe werth, — floh nicht. „Im Freien soll mein Herz sich öffnen!" Aus der Kapelle traten sie nach einer schönen Bäumeflur, wo aufmerksam der Greis, den Ritter hörte, der so begann:

„Glücklich war ich als Vater meiner Bertha, doch — ach nur einen Augenblick! Ein Bube entriß sie mir zur Nachzeit, als ich ferne meiner Burg für die Freiheit kämpfte. Mit vielen vermummten Reisigen kam er durch Verrätherey in meine Veste" — (hier ballte er die Hände) „Widerstand von meinen Waffenknechten war nicht möglich; groß war die Zahl der verlarvten Buben. Die Wächter banden sie mit Stricken, erbrachen das Gemach der lieben Tochter und raubten bübisch sie von meiner Veste. Drey Jahre sind es nun, daß ich — doch ach! vergebens stets — nach Kunde spähe, und Niemand ist, der Nachricht von ihr geben kann, Niemand kennt den Räuber meines Glücks, meiner Ruhe. — Ich klage nur den stummen Lüften meine Leiden, nur meine Laute klagt mit mir! — Ich suche die Schlünde des Waldes, und fliehe an den Ort des Schreckens;

und kein Geist meiner Bertha zeigt sich mir!" (Ein fürchterlich verzweiflungsvolles Lachen war die Pause in des Ritters Rede) „Meinen Namen hört' ich gestern der Geisterhöhle nahe dreimal stöhnen — ich spähete und lauerte lange,— nichts zeigte sich meinen gierig wilden Blicken! — So spielt die Laune des Geschicks mit mir! O! ich Armer, womit hab ich's verdient?" — — Wild glänzte das Auge, er drehte sich abwendend, als Thränen seine Wangen benetzten. Ruhig aber ergriff der Eremit seine Hand, „Ritter! hub er an — härmet Euch deßhalb nicht zu Tode. Die Wege des Weisen sind wunderbar und — unerforschlich nanntet Ihr sie selbst. Euch verfolgt noch nicht der Grimm des Ewigen; seyd wachsam, stets auf Euerer Huth, daß nicht Ihr vom Vertrauen auf ihn abweichet, und Euch Verzweiflung Stricke lege. Bertha kann und wird noch leben, wird beschützt durch den, der uns alle väterlich bewacht. Auch sie wird wanken nicht in ihren festen Glauben, sie ist gewiß: Gott ist ihr Schirm, der ihre Tugend felsenfest, und ihre Treue unerschütterlich bewahrt." (— Still betete der Greis und lange; dann fuhr er fort:) „So Ihr den Ruf aus jener Schreckenhöhle wieder höret, so tretet hin, und lockt Euch Bubenstreich dort zum Verderben; o! Euer Arm wird euch schirmen! Doch sind es Stimmen aus der Geisterwelt, ist Euere Tugend Schutz genug. — Nun thut, wie ich Euch sagte, und wenn Euch Hülfe ward, kehrt dankend dann in dieses Heiligthum. Bis dahin lebet wohl!"

Verschwunden war der fromme Greis, und Adalbert, sein stampfend Roß bestiegen, eil't Trost beglückt der Heimaths-Veste zu. Der Abend brach

herein, es mundete der Imbiß nicht, er nahm die Laute und trat, von Ahndungen bestürmt, der Geisterhöhle dießmahl näher, als er gewagt, es sonst zu thun.

Todtenstille lag ausgebreitet auf der Flur, als hätte die große Schöpfung allen Leben geboten, aufzuhören; laut hörte er die Schläge seiner Pulse, kein Lüftchen bewegte das Blatt der nahen Bäume, sie schienen mit der Natur gestorben. Schauerlich war es um ihn her, Fieberfrost durchrieselte seine Glieder; doch eingedenk, des Rufes, griff rasch er in die Saiten seiner Laute, und sang:

„Du Ort des Schreckens, nicht vergebens
Hat sich mein Fuß zu Dir gewagt.
Sag an, wo find ich Ruh' des Lebens?
Da mich so gräßlich Kummer plagt!
Sind alle Seufzer denn verloren?
Find' ich nicht mehr das gold'ne Glück?
Gieb sie mir, die mein Glück geboren;
Gieb Geisterwelt sie mir zurück!"

Schauerlich hallte dreymal der Name: Adalbert! Er sprang auf, und trat, in der Linken die Laute, das Schwert in der Rechten, in den Eingang der Geisterhöhle. „Zurück Verwegener!" schallte es ihm fürchterlich entgegen — „Du bist nicht eingeweiht in das Heiligthum; trete zurück!" — Doch Adalbert schlug dreymal das Kreuz mit dem Schwerte, knieete nieder, betete leise, und tappte ein in diesen gräßlichen Schlund. Ein langer finsterer Gang führte ihn an eine verschlossene eiserne Thüre; dreymal schlug er mit dem Schwerte an dieselbe, daß es dumpf widerhallte; sie sprang auf, und in unermeßlicher Ferne erblickte

Adalbert ein Lämpchen. Muthig schritt er vorwärts und gelangte nach vielem Sträuben in ein kaltes, von einer Lampe matt beleuchtetes Gewölbe. Hier stand er stille und blickte scheu umher; er gewahrte lange nichts, bis sich endlich seinen suchenden Blicken in der Mitte des Gewölbes ein silberner Sarg zeigte. Schrecken ergriff ihn, und er wußte nicht, ob er bleiben oder fliehen sollte, — er blieb, standhaft faßte er sich, und betete abermals inbrünstig. Ein gräßlicher Donnerschlag und aufsprang der Deckel des Sarges. Langsam erhob sich aus demselben eine verschleierte Gestalt, und reichte die weiße Hand Adalbert zum Zeichen des Willkomms. Er faßte solche, und fühlte die Kälte des Todes. Schwach lüftete die Gestalt den Schleier, und eine junge Dirne, deren Reitz selbst der Tod nicht vernichten konnte, zeigte sich unter demselben; Grabes-Blässe deckte ihr Gesicht. —

„Adalbert!“ — hub der Geist an — „Du Krone der Ritterschaft, du suchest hier deine Bertha; hier weilt sie nicht; noch ist sie unter den Lebenden. Ziehe hin nach der Burg Felsenau, dort schmachtet sie im Verließ! Ihre Tugend blieb standhaft, ihre Treue ist fest, darum wurde sie zum Kerker verbannt. Hast du sie gerettet, so kehre ruhig mit ihr nach Hause, und eile wieder hieher! — Gott geleite dich!“ —

Ehe noch Adalbert ihr seinen Dank entrichten konnte, schlug der Deckel des Sarges unter fürchterlichem Donner und Heulen zu. Weg war die Gestalt. Gelähmt von Schrecken an allen Gliedern, stand Adalbert eine Weile stille und staunte starr vor sich

hin, bis ein hüpfendes Flämmchen ihn an den Aufbruch erinnerte. Er folgte dem Lichte, welches ihn unversehrt an den Ausgang der Höhle brachte. Nichts mehr sah und hörte er, und schwach warf er sich auf den Rasen nieder. Ein leiser Schlummer überfiel ihn, seine müden Glieder zu stärken. Wohl eine Stunde mochte er geschlafen haben, als er erwachte. Nicht wußte er, ob das Geschehene ein Traum oder Wahrheit sey, erst nach langem Prüfen überzeugte er sich von der Wirklichkeit.

Muthig eilte er nach seiner Veste, und schon unter dem Burgthore rief er seinen Knechten zu: „Rüstet euch zur blut'gen Arbeit!" — Welch willkommener Gruß für die Kämpfer auf Wildenstein! Noch waren nicht zwey Stunden verflossen, als schon die Schwerter scharf, die Harnische blank und die Streitrosse bestiegen waren. Unter Jubel und Gesang stürmten sie, Adalbert an ihrer Spitze, aus dem Burgthore, keiner wußte wohin. Schon hatten sie eine Meile Wegs zurückgelegt, als Adaldert Halt machen ließ, und sie so anredete: „Stets hat sich Euer Muth, wo es Ehr und Tugend galt, bewährt, auch heute baue ich auf Euern Arm. Schier wären unsere Schwerter eingerostet, und unsere Harnische verschimmelt. Nicht Furcht war es, die mich von Fehden zurückhielt; Schwermuth allein macht mir dieses Leben verhaßt; man raubte mir ja mein Tochter; Ihr nanntet sie eure Mutter!"

Wild schrieen die Knechte: „Wehe dem Räuber, wenn wir ihn finden!" — —

„Er ist gefunden!“ entgegnete ihnen Adalbert. „Wo haust er?“ schrien laut die Knechte, daß die Luft erbebte. „Führe uns an; und sollte er in der Hölle sitzen, wir holen ihn heraus!“ Auf die Rosse schwenkten sich die zum Theil abgestiegnen Kämpfer, und nun gings mit verhängtem Zügel dem fernen Raubneste zu. Schon senkte sich die Sonne in das große Weltenmeer und spiegelte sich in den Zinnen der Burg Felsenau, daß die scheidenden Strahlen in der Ferne wie Blutstreife blitzten, als die kampfgierigen Wildensteiner des Räubers Veste gewahren konnten. Sie lagerten sich am Walde, aus dem sie eben geritten, im Kreise, trieben ihre Rosse auf die nahe Haide, plauderten noch traulich mit einander bis der letzte Blitz der Sonne sich verbarg. Nun erst warfen sie sich in volle Rüstung; indeß schon die Nacht ihren grauen Schatten über die Erde breitete. — Adalbert war inzwischen der Burg Felsenau näher geritten, wo er den Gesang einer Dirne vernahm. Er hielt stille und horchte, die Stimme schien ihm nahe zu seyn, er stieg ab, band sein Roß an einen Baum, und suchte den Ort, woher die Töne kamen. Er fand ihn, und wer vermag sein Staunen zu fassen, als er auf der Erde eine mit starkem Eisengitter versehene Oeffnung gewahrte, aus der die Töne kamen. Stille stand er und horchte, traurig war die Stimme der Singenden, Schwermuth sprach aus jedem ihrer Worte, und nur noch weniges von dem Gesange hörte Adalbert.

Erschrocken fuhr der Ritter bei seinem Namen in die Höhe, und zur Gewißheit wurde es ihm, daß es die Stimme seiner Tochter sey. Er legte sich

auf die Erde, und rief durch die Oeffnung den Namen Bertha; — dumpf und matt hallte die Frage herauf: „Wer ruft mich?“

Adalbert. O Bertha, kennst du nicht mehr die Stimme deines Vaters?

Bertha. Gott! Vater? ist's dein Geist?

Adalbert. Nein! dein Vater selbst! Wie gelange ich in die Burg? Meine Knechte schnauben nach Mord und Brand.

Bertha. Uebereile dich nicht, rette erst mich, sonst morden mich die Henker.

Adalbert. Wie kann ich zu dir kommen? — Diese Felsenöffnung ist zu klein, nur einen Fuß durchzubringen.

Bertha. Gehe auf diesem Fußsteige noch eine halbe Stunde rechts, dort findest du einen großen Stein im Gesträuche versteckt, den wälze ab, und grabe im Sande nach den Schlüsseln. Doch eile! denn bald kommen die Wächter, meine Ketten zu untersuchen.

Hastig bestieg Adalbert sein Roß, und flog hin zu den Seinigen. Er theilte ihnen mit, was ihm widerfahren, und brach auf, mit ihnen den Stein zu suchen. Sie fanden ihn, ganz mit Gesträuche verwachsen, tief in die Erde gesenkt. Nach langen Arbeiten hoben sie ihn empor, eine starke eiserne Thür trotzte ihnen entgegen. Adalbert grub nach den Schlüsseln und fand sie. Mühsam öffnete er das verrostete Schloß, und mit Fackeln traten sie ein. — Gott! welche Scene, als Berthas Fesseln ge-

brochen, sie am Halse ihres Vaters lag, als er sie in seine Arme schloß, und ihr den väterlichen Kuß auf die blassen Lippen drückte, der sie in das Leben zurückrief! — Sie eilten aus diesem modernden Orte des Schreckens, brachten Bertha in Sicherheit; sie zu schützen blieben einige Knechte bey ihr; denn von Adalberts Hand sollte des Räubers Blut fließen.

Adalbert stürzte mit seinen Getreuen nochmals in das unterirdische Gewölbe, und drang vor bis zu einer wohlverwahrten eisernen Thüre. Hier löschten sie die Fackeln, und erwarteten die Ankunft des Gefängnißwärters. Nicht lange, so rasselten die Schlüssel und die Thüre wurde geöffnet, der Kommende ergriffen, in Ketten gelegt und zur Verwahrung ins Freie gebracht. Nun gieng es stürmend in die Burg, in welcher der Verruchte mit seinen Mordgesellen, noch berauscht von des Tages Wollust, im tiefen Schlafe lag und träumend des Schwelgens Gift aushauchte. Adalbert drang ein in das Gemach des Schandbuben, rüttelte ihn aus dem Schlafe und durchbohrte, da er seinem edlen Herzen getreu, ihn nicht zu langen Martern seinen Knechten Preis geben wollte, seine Brust.

Geplündert wurde indeß die Burg, und niedergemacht, was sich widersetzte, die Gefängnisse wurden geöffnet, und so manche Unschuld ihrer Fesseln befreit.

Noch war nicht eine Stunde verflossen, als die Flammen der hell lodernden Burg Felsenau das schwarze Blut der gemordeten Räuber beleuchteten. Unter lautem Jubel zogen die Wildensteiner mit ihrem Adalbert und der wiedergefundenen Bertha nach

Hause, wo sie sich mit einem vollen Humpen labten, und erst spät nach Mitternacht der Ruhe pflegten.

Sanft schlief Adalbert, als seine Hand von einem kalten Wesen berührt wurde. Erschrocken fuhr er auf von seinem Lager und staunte, als vor ihm die Gestalt aus der Geisterhöhle stand, und ihm durch Zeichen Schweigen und ihr zu folgen gebot. Er umgürtete sein Schwert, und folgte ihr kühnen Schrittes nach der Geisterhöhle. An der Pforte derselben kniete er nieder, entblößte sein Schwert und betete, die Gestalt wich nicht von ihm, das Flämchen kam angehüpft, und erleuchtete den kalten finstern Gang. Weg war die Gestalt, als er bei dem silbernen Sarg anlangte, auch hier betete er, schlug dreimal auf den Sarg, und bekreuzte sich. Der Deckel sprang auf, die in Schleier gehüllte Gestalt erhob sich, reichte Adalbert die Hand, und begann mit hohler Stimme:

„Adalbert, du hattest eine Schwester!"

Adalbert. (Die Zähne knirschend.) O die Verruchte! — Sie half dem Felsenauer Räuber meine Tochter stehlen!"

Geist. „Deine Bertha hast du wiedergefunden, aber deine Schwester nicht."

Adalbert. „O, daß ich sie nie fände! Soll ich noch Schwestermörder werden? Soll der Stahl, der des Räubers Brust durchbohrte, sich auch im Blut der Schwester färben?"

Geist. „Das kannst du nicht, dein Herz bürgt mir dafür."

Adalbert. „Nicht sollt ich's können? — hat sie der edlen Wildensteiner Ehre nicht geschändet? — Ha! daß ich daran denke! Hat sie mich nicht Jahrelang den Höllenqualen Preis gegeben?"

Geist. „Verzeihung adelt erst der Menschheit hohe Würde! — Und diese Tugend, dieser Adel sollte Adalberten fremd, dem Ritter fremd seyn, den man die Ritterkrone nennt? Du mußt verzeihen, ich bitte dich!"

Adalbert. „Was kann ihr auch Verzeihung frommen? — Wer weiß der Flüchtigen zu sagen, daß ihr der Bruder nun vergibt?"

Geist. „Nur Adalbertens Herz kann sich zur Sühne neigen, wenn solche Kränkungen die Brust mit Schmerz erfüllt!"

Adalbert. „Wie? Kann ein Geist auch schmeicheln? — Nun wohl, es sey! es soll verziehen seyn!"

Geist. „Wohl bürget für dein Wort die Ritterehre, deine Tugend; doch wer weiß ausser mir, daß du verziehen hast?"

Adalbert. „Ich will es thun an heil'ger Stätte. Dort, wo ich Trost geschöpft, wo treuer Rath mir ward, will ich vor dem Altar Verzeihung auch geloben."

„Nun kehre heim, wallfahrte nächste Nacht zur Geisterstunde mit der Tochter zur heiligen Capelle in dem Forst, dort wirst du finden jenen frommen Greis, der nah dem Heiligthume wohnt. In dessen Hand gelobe die Verzeihung. — Nun lebe wohl!"

Fürchterlich rollte der Donner im schauerlichen Gewölbe, Blitze schlängelten sich, als wollten sie

Adalbert verschlingen, und unter fürchterlichem Getöse schlug der Deckel des Sarges zu, und weg war die Gestalt. Todtenstille herrschte nun um Adalbert, bis das Flämmchen wieder angehüpft kam, und ihn aus der Tiefe führte.

Er eilte auf seine Burg, in der noch Alle schlummerten, warf sich noch einmal auf's Lager, und erwachte erst, als schon die Sonne hoch am Firmamente stand.

Er bereitete seine Bertha vor auf die mitternächtliche Wanderung, verschwieg ihr aber alle Begebenheiten in der Geisterhöhle, und schützte als Ursache dieser Wallfahrt ein Gelübde vor, das er gethan habe, Dankopfer für das glückliche Wiederfinden seiner geliebten Tochter darzubringen. So verschwand unter herzlichem Kosen der Tag, und die schwarze Nacht hüllte schon Alles in ihr Dunkel, als Adalbert an der Seite seiner Bertha, nur von einigen Getreuen begleitet, der Forstkapelle zuritt.

Die Knechte hielten Wache, und nur Adalbert und Bertha traten in das vom falben Scheine einer dem Verlöschen nahen Lampe matt erleuchtete hohe Gewölbe.

An der untersten Stufe des Altars kniete betend der Eremit, und Entsetzen ergriff Adalbert, als er auf der obersten Stufe des Heiligthumes den Silbersarg aus der Geisterhöhle erblickte.

Feierlich erhob sich der fromme Greis, und begrüßte die Eingetretenen durch seinen heiligen Segen.

„Adalbert!" — begann der Greis. — „Ihr

seyd gekommen, an dieser Gott geweihten Stätte, der Menschen Thaten schönste zu vollbringen, ihr wollt nehmen zurück den Fluch, der eine Seele peinlich drückt. Sagt, thut ihrs ohne Reue? Ist rein das Herz von jedem Groll, und wird es stets rein bleiben?"

Adalbert. „Ja, ich schwöre es bei dem Kreutze meines Schwertes." Und auf das Kreuz seines entblößten Schwertes legte er die Rechte, und zu Bertha wandte sich der Eremit:

„Kennt, Bertha, ihr auch den Verräther, der Euern Räuber zu Euch führte?"

Bertha. „O nennt sie nicht Verräther; — Elsbeth, die Schwester meines Vaters ward schändlich nur betrogen, er selbst, der Räuber, sagte hohnlächelnd mir zur Qual es oft. — Er versprach, sie zu beglücken, und — verstieß sie in der ersten Stunde.

Eremit. „Ja, das ist Berthas Herz, das so nur sprechen kann. — Verzeihen wollt auch ihr?"

Bertha. „Ich habe ihr ja nie gezürnt."

Eremit. „So sprecht mir beide nach den Sühneschwur." Sie knieten nieder vor dem Sarge, und sprachen nach den Schwur des Eremiten. O, herrlichste der Scenen, als der bleiche Greis des Himmels Segen ihnen gab, als Adalbert, die liebe Tochter umschlang, und im Gefühl, der hohen Würde, die schönen Worte rief: „O, hätten wir nun auch die Schwester!"

Dumpf tönte vom fernen Klosterthurme die Mitternachtsstunde, als Adalbert die Himmelsworte sprach, und der Eremit den Sarg also ansprach: „So hebe dich du Geist aus deiner finstern Zelle!" Gott,

wie bebte Adalbert und seine Tochter zurück, als der Deckel des Sarges aufsprang, und Elsbeth, die Schwester, sich daraus erhob! Sie kniete vor den starren Bruder hin, die Kniee fest umklammernd.

Adalbert. „Bist Geist du, oder wirklich Mensch?"

Elsbeth. „O! darf ich mich denn deine Schwester wieder nennen?"

Adalbert. „Ha! des Unbegreiflichen zuviel! — Wie kamst du in die Geisterhöhle? — wie in den Sarg?"

Elsbeth. „Hier in dem Heiligthume, wo nur die reine Wahrheit thront, will ich es dir erzählen:

Als der Verruchte mich zum Höllenwerk gewonnen, und ich dem Räuber half, die gute Bertha rauben, und wir entflohen waren, stieß er im Walde mich von sich; das wirst du wissen Bertha.

Ich irrte lang umher. Von Frost und Hunger stark gepeinigt, beschloß ein Leben ich zu enden, das mir nur tausend Schrecken zeigte. So stand ich auf der Felsenhöhe, und wollte mich hinab in einen Abgrund stürzen, als dieser fromme Greis mich fand, und ich ihm treulich das erzählte, was ich gethan, was mir geschah. Er nahm mich mit sich in die stille Zelle, und seine fromme Rede machte mich vor dem Selbstmord schaudern. Keines sichern Aufenthalts bewußt, die Rache des Bruders fürchtend, führte er mich in die Geisterhöhle, der sich kein Wesen zu nahen wagt — in der es doch so stille ist! — Er, der fromme Greis, brachte mir zur Nachtzeit Speise, und aus der nahen Quelle trank ich mich satt. Zur Lagerstätte diente mir ein silberner Sarg,

der noch zeigt, daß hier die Gruft der Fürsten sonst gewesen; — und statt der Polster nahm ich weiches Moos.

So hauste ich drei Jahre dort, und verscheuchte durch meinen Geisterspuck Alles aus meiner Nähe, da mein Wohlthäter mir täglich Nachricht brachte, wie sehr der Bruder noch nach Rache schnaube.

In jener Nacht, wo dein Gesang mich aus der Höhle lockte, erkannt' ich deine Stimme, schnell reifte der Gedanke, den Bruder zuzurufen, und ich that es dreimal; doch das Entblößen deines Schwertes jagte mich zurücke, und stille wurde es. Dem Klausner erzählte ichs noch selbe Nacht, als er mir wieder Speise brachte, und er befahl mir, ruhig nun zu seyn, und ihm es ganz zu überlassen, den Bruder auszusöhnen. Und so geschah's, daß dich ein höheres Wesen in den Wald und nahe hin zur Capelle führte, in der dich der fromme Klausner fand, der sich unwissend stellte. Er betete nicht leere Worte, daß das Werk ihm nun gelinge, das zur Versöhnung er begann, drum gab er dir den Rath, die Geisterhöhle zu besuchen. Er schlich zum erstenmale bei Tageszeit sich in mein Gewölbe, und brachte Kunde mir von dem, was sich zugetragen, und was ich nun zu thun habe. Er selbst blieb auch bei mir, und machte, dir verborgen, jene Blendwerke, die dir den Geisterspuck hier glauben machten. Er öffnete die Eisenthüre, nachdem du dreimal sie bestoßen; er schuf durch seine Künste Donner, Blitz und Flamme, und Alles, was du sonst noch sah'st. Was sich dann ferner zugetragen, wißt ihr ja, nur, wie ich gestern noch als Geist vor deine Lagerstätte treten konnte, muß ich dir noch entdecken: Dem frommen Klausner ge-

lang es, den Pförtner deiner Veste zu gewinnen, und so war mir es leicht, zu dir zu kommen.

Nun wißt ihr Alles! Laßt als Magd mich bei euch wohnen; ich will mein Vergehen noch mehr büßen!"

Bertha. „Nein, Elsbeth, als Schwester sollst du bei uns wohnen!"

Abschied nahmen sie von dem Greise, und kehrten froh in ihre Burg zurück; doch ach! — als nach drei Tagen sie zur Forstkapelle wiederkehrten, lag schon erblaßt der Greis vor dem Altare, die Hände zum Gebet gefaltet.

Der stille stumme Schmerz entpreßte jedem Auge Thränenströme, sie nahmen todt ihn mit, legten die fromme Leiche in den Silbersarg, und suchten täglich ihre Grabesstätte, die nah der Veste Wildenstein in einen schönen Hain sie bauten.

Der kleine Neger,

oder

kindliche Dankbarkeit.

Wild kreuzten die Blicke eines am Gestade des Flusses Volta sitzenden Negers, und heiße Thränen entpreßten sich seinem Auge.

Durch manchen derben Schlag in Schulden verfallen, drückten hart ihn seine Gläubiger, und nicht mehr Rath wußte er zu schaffen, ihren peinlichen Drohungen zu entgehen. — Zum Spielball seiner Laune hatte ihn das Schicksal auserſehen. —

Noch stand nicht die Sonne an ihrem azurblauen Gewölbe, als jeden Tag der Neger seine Hände wund gearbeitet hatte, und im Schmerzgefühl ihrer kümmerlichen Lage, war rastlos noch beschäftigt das treue Weib, wenn schon die schwarze Nacht Alles um sie her auf das Lager der Erholung fesselte. Wankten, zitterten auch ihre müden, schwachen Arme, scheute sie nicht zu vollenden die härteste Arbeit, die sie be-

gonnen. Gott! welcher Anblick, wenn beim kärglichen Abendmahle drei zarte Kinder, des Vaters Hals umklammernd, der Mutter treulich halfen, den jammernden Gatten zu trösten.

Feierlich senkte sich eines Abends die Sonne in das Wolken-Purpurmeer, als der arme Neger nicht mehr unter den Seinigen weilen, nicht mehr ihr Elend schauen konnte.

Hinaus eilte er an das Ufer des Flusses, setzte sich trauernd an dasselbe, und blickte staar in den krystallnen Fluthenspiegel, als wollte Rettung er drinn suchen. Es schlugen hoch die Wellen, einstimmend in das Stürmen der verzweiflungsvollen Brust des Armen, als wollten sie stärken seinen Entschluß, nur mit Hülfe, oder nie mehr in die Hütte des Elendes zurückzukehren.

Auch unterm groben Leinenkittel
Schlägt oft ein Herz, das Würde trägt;
Das, will Versuchung uns bestricken,
Den Tugendpfad uns zeigt und führt.

Auch in unserm Neger schlug ein solches Herz! — Schon wollte er sich unter den Wellen der brausenden Volta begraben, als er zurückschauderte und sich so ansprach: „Wie? — — das könntest du thun? — Ein Leben könntest du frevelnd vernichten, welches allein noch deine Familie vor der Sclaverei schützt? Ein treues Weib, gute Kinder — die treu die Leiden mit dir tragen, könntest du morden? — — — Nein! — — Gott! was wollte ich! —“

So sprach der Neger zu sich selbst, und sank betend hin im Staube, als sich in der Ferne einige

Segel herannahender Schiffe zeigten. Er gewahrte sie, und blitzesschnell schuf sich ein seliger Gedanke in seiner Brust.

Ihm blieb ja keine Wahl; — sollt' er denn Weib und Kinder den Barbaren feilgeboten sehen? —

Ein kurzer Kampf, — — das Vaterherz blieb Sieger! — —

Die Schiffe waren nun herbei, und landeten da, wo er saß. — Er trat hinzu und bot mit ruhevollem Blicke dem Menschenhändler zum Verkauf' sich an. Man bot ihm eine Summe, er wurde still' — er dachte nach — er rechnete, und fand soviel, als seine Schuldenlast betrug. — Froh schlug er ein, und — — wurde Sclave.

Mit würdevoller Ruhe hielt er die Hände dar, als man sie in die Ketten legte, — ihm war genug — er hatte Weib und Kind gerettet.

Mit dem kommenden Tage sollte er auf ewig seiner Heimath Lebewohl sagen. — Wer wird den Schmerz des treuen Weibes beugen? — Wer der lieben Kinder Thränen trocknen? —

Den Augen seiner Familie verborgen, wollte er der Hütte vorübersegeln und, wenn schon ferne er der Heimath sey entflogen, das blut'ge Geld der Gattin senden.

„Wo bleibt der Vater?" tönt es in der armen Hütte, als die Nacht schon rabenschwarz den Erdkreis deckte, und nicht heimgekehrt der Neger war. Von bangen Ahndungen gefoltert, ging die Mutter, an der Hand die theuern Kinder, ihn zu suchen; doch —

vergebens späht das Auge nach den Gatten, nach den Vater! — Weinend kehrte die Jammernde mit ihren Kindern in die Hütte zurück, schmerzlich durchwachte sie die Nacht, der Rückkehr des Vaters harrend. — Er kam nicht. Der Morgen dämmerte, und die Röthe der aufsteigenden Sonne beleuchtete noch die Thränenperlen der Verlaßnen, als der zwölfjährige Sohn des Negers aus der Hütte eilte, den Vater zu suchen.

Ein schöner Morgen war's. Auf's Schiffsverdecke kniete der Neger sich, auch seinen Gott den Weihrauch darzubringen. Schon wollte man die Anker lichten, schon rief auf der günstige Wind die Fremden zur Fahrt nach Westindien, da kam der Jüngling nahe hin dem Schiffe, und sah — ach Gott! — sah' seinen Vater in Fesseln, der, seinen Sohn gewahrend, sich verbarg. Hin stürzte der Jüngling nun zum Schiffe, ihm pochte laut die Brust, seine Locken flogen wild um den schönen Nacken, sein Auge blitzte fürchterlich, die Wangen glühten ihm, und laut pochte die junge Brust. —

„Was willst du?" rief dem Jüngling zu der rohe Menschenhändler.

„Einen jungen Sclaven für einen alten biet' zum Tausche ich dir an; — es ist so meine Laune. Gilt der Tausch, schlag, ein!"

Schnell nahm des Jünglings Anerbieten der rauhe Wuch'rer an, denn schön und stark war der junge Neger. — Der Alte wurde vorgeführt. Hier fand er seinen Sohn, der ihm die Ketten abverlangte. Nicht von den Ketten, nicht von dem Sohne wollt'

der Vater trennen sich, der auf den Knieen ihn darum bat.

Hart rieß der Händler den Alten ab die Ketten und legte sie dem Jüngling an, den man schon abführen wollte, als ein Deutscher, der Zeuge dieser Scene war, dem Sclavenkäufer ein „Halt“ entgegendonnerte. „Was kostet dieser Knabe?“

„Um den Doppelpreis des Einkaufs ist er feil“ erwidert dumpf der rauhe Mann; und blankes Gold warf hin der edle Deutsche.

O, wer kann nennen die Gefühle, als in die Hütte mit dem Sohne, der Vater und der Fremde trat! Laßt sie uns übergehen, nur sehen laßt uns die Thräne, die in des edlen Grafen Auge — denn dieß war er — so herrlich glänzte. Er wollte noch vollenden die schöne That, die er begonnen; er nahm die Armen mit nach Westindien, und gründete ihr stetes Glück! —

Fidelio,

des Räubers Hund.

In die Tracht eines Alpenjägers gekleidet, saß Antonio, der Hauptmann einer Räuberbande am Abhange eines hohen Bergfelsens, und schaute hinunter in das reizend blühende Thal, wo die Schäfer ihre weißen Herden auf den friedlichen Fluren weideten. —

Antonio war tief in Gedanken versunken; seine Jugendjahre zogen an seiner Seele vorüber, und der morsche Stamm einer alten entlaubten und verdorrten Eiche schien ihm ein Bild seiner baldigen Zukunft zu seyn.

„Wie glücklich war ich einst," sprach er mit einem tiefen Seufzer, „als ich noch mit reinem Herzen in das Auge der Menschen schauen konnte mir keiner Schnld bewußt, und frei den Blick zu dem blauen Gewölbe erhob, wo der thront, der alle meine Schritte zählt und sie aufzeichnet in dem Buche des gerechten Vergeltens! — O, das war

eine schöne Zeit! — — Wie anders ist es jetzt mit mir! — Mit dem Blute erschlagener Wanderer befleckte Verbrecher umgeben mich, nennen mich ihr Oberhaupt, folgen mit blindem Gehorsam meinen Befehlen und Anordnungen, und glauben, sich meinem Herzen immer mehr verwandt zu machen, je mehr Verbrechen sie begehen! — — Jede Thür stand mir einst offen, und willkommen war ich in der Hütte des Bauers und in dem Hause des Bürgers; jetzt bin ich der Schrecken der Gegend, man zittert bei meinem Namen, und das weinende Kind sucht die Mutter mit den Worten: »»Der schwarze Antonio!«« einzuschüchtern! — — Kann ich denn noch zurück von der Bahn, die ich betreten und auf der ich schon so viele Jahre gehe? — Nein! — Wie lange wird es denn auch noch dauern, so ereilt mich denn doch der Arm der Gerechtigkeit, der sich täglich mehr und mehr nach mir ausstreckt! — Antonio, dir wartet ein trauriges Ende! dein Sterbebett wird das Hochgericht seyn!« — —

So sprach Antonio zu sich selbst, und starrte wieder hinunter in das üppige Thal.

Eine halbe Stunde mochte der Räuberhäuptling, so in Gedanken vertieft, starr vor sich hingesehen haben, als plötzlich ein Schuß in seiner Nähe fiel, und er erschrocken aus seinen Träumen auffuhr. Ein fernes Hundegebell, das immer näher zu kommen schien, wurde hörbar, und Antonio erkannte in dem Laute des Hundes seinen Fidelio.

Mit gewohnter Ruhe, keine Furcht kennend, erhob sich Antonio von seinem Platze, und stieg lang-

sam den Berg hinauf, der Gegend zu, woher das Bellen seines Hundes kam. Einige hundert Schritte mochte der Räuber gegangen seyn, als Fidelio ihm munter entgegen gesprungen kam und hinter ihm eilend Pietro, einer aus der Bande und Antonio's Vertrauter, folgte.

„Was bedeutete der Schuß?“ rief ihm Antonio entgegen.

„Dir zum Zeichen galt er, daß wir Deiner bedürfen,“ antwortete Pietro, und sprach weiter: Die Bursche haben sich entzweit, und werden, wenn du nicht schnell erscheinest, die Köpfe sich blutig schlagen.“

Wild rollten die Augen des Hauptmanns, und zornentbrannt ballte er die Faust und schrie: „Muß ich die Hallunken mit eigener Hand erschlagen? Ist's nicht frühe genug, wenn sie des Henkers Schwert kitzelt? — — Was hat es wieder gegeben? Wer war die Veranlassung? Sprich!“ —

„Enrico, der kleine Piemonteser, hat einen reisenden Kaufmann geplündert, und will die Beute nicht theilen,“ antwortete Pietro.

„Wer verlangt eine Theilung in Abwesenheit des Hauptmanns?“ fragte glühend Antonio.

„Die Kameraden alle!“ entgegnete Pietro.

„Wartet ihr Schurken! ich will eine Theilung vornehmen, daß gewiß keiner von euch ganz bleiben soll!“ schrie wild der Hauptmann und verdoppelte seine Schritte.

Es war Abend geworden; die Sonne neigte im Westen ihr Haupt, und die goldgesäumten Spitzen der Berge wurden bleicher und bleicher und hüllten sich endlich ganz in Dunkel, als Antonio mit Pietro und Fidelio bei seiner Bande anlangte, und schon von Ferne das wilde Streiten der bösen Gesellen hörte. — Fidelio lief einige Schritte voraus, und kaum hatten die Räuber den Hund gewahrt, als jeder von ihnen plötzlich verstummte und man nur die Worte murmeln hörte: „Der Hauptmann kommt!“ —

Finster trat der Hauptmann in die Runde der schwarzen Gesellen, die um ein großes Feuer herum saßen, ihre Gewehre neben sich liegen hatten und große Rauchwolken aus ihren irdenen Pfeifen in die Nacht hinausdampften, während die Weiber und Mädchen emsig das Feuer unterhielten, um Suppe und Braten zum Nachtimbiß zu bereiten.

Verstummt war jeder Streit, und nur noch die dunkeln Augen begegneten sich mit zornigen Blicken, da nahm der Hauptmann seine Flinte von der Schulter, spannte den Hahn, und sprach:

„Wer von euch ist der Freche, der in meiner Abwesenheit eine Theilung der Beute verlangte, die der kleine Piemonteser machte?“

Stumm blieben Alle, und furchtsam sahen die braunen Männer in die wild rollenden Augen des Anführers, wohl wissend, daß wenn sie einen ihrer Brüder nannten, derselbe augenblicklich, getroffen von der Kugel des Hauptmanns, todt niederstürzen würde.

„Keine Antwort?“ fragte Antonio wiederholt und nachdrücklicher noch, als das erstemal.

Da erhob sich ein junges Weib, über dessen Nacken lange schwarze Haare in schönen Locken hinabwallten. Sie ging auf den Hauptmann zu, legte ihren Arm um seinen Hals und sprach:

„Antonio! besänftige deinen Zorn! Es war nur ein kleiner Zwist. Ich will die Schuld auf mich nehmen; und will dein empörtes Blut ein Opfer, so lasse es mich seyn!“

Langsam entsank dem Hauptmann das Mordgewehr; — — ein Blick in das große seelenvolle Auge des Weibes, und sein Gesicht erheiterte sich allmählig.

„Nur ihr habt ihr es zu danken, daß nicht schon jetzt einige von euch ihrer schwarzen Seelen baar und ledig sind. — Aber noch einmal solch ein Zwist, und ich halte Gericht über euch, daß jeder Wanderer sicher den Wald durchziehen kann; denn auch nicht Einer von euch mordsüchtigen Gesellen soll dann mehr der Schrecken des Pilgers seyn!“ —

In der Ferne ertönte der dreimalige Ruf eines Jagdhornes, und die Bande erkannte in ihm das Zeichen der ausgestellten Posten. Rasch fuhren alle vom Rasen auf, und der Hauptmann sprach:

„Eile, Pietro, zu sehen, was die Posten beunruhigt.“

Pietro machte sich schnell auf, und kam nach einer Viertelstunde wieder zurück. Er trat hin vor Antonio, und rief:

»Nun gilt es einen heißen Kampf, und nur die Nacht kann uns helfen; denn der Wald ist mit Soldaten umringt, und weit überlegen ist uns ihre Macht.«

»Tretet um mich her!« sprach der Hauptmann.

»Auch ihr Weiber kommt herbei; denn an euch habe ich das erste Wort zu richten.«

Mit gespannter Aufmerksamkeit umringten die Männer und Frauen den Hauptmann; eine schauerliche Stille herrschte im Kreise; nur das Knistern des Feuers und das leise Athemholen der Anwesenden hörte man, und Antonio begann:

»Eine innere Stimme sagt es mir, daß dieß die letzte Nacht sey, in der wir noch Aug in Aug schauen können. Welchen Weg wir gehen, ist ungewiß, doch mir bangt: einen schrecklichen! — Ihr Weiber, die ihr nicht Schuld an unsern Verbrechen traget, euch mache ich es zur Pflicht, noch in dieser Stunde uns zu verlassen und euch einen sichern Aufenthalt zu suchen. Zieht euch rechts von hier am Bache bis zur schwarzen Felsenschlucht; dort seyd ihr sicher. Nehmt alle Lebensmittel, alles Geld und Kostbarkeiten mit. Ist binnen acht Tagen kein Bote von uns bei euch, so trennt euch, und jede von euch suche sich ein stilles Plätzchen, wo ihr ruhig leben könnet. Wenn ehrlich ihr euch in die Schätze theilet, so kann jede mit dem, was sie trifft behaglich leben! — Nun geht, und lebet wohl!«

Der Schmerz der Trennung glänzte in den Augen der Weiber, und wie aus Einem Munde baten sie zugleich:

„Stoße uns nicht von Dir, Hauptmann! Wir haben Gefahren und Alles mit dir getheilt, wir wollen dich auch jetzt nicht verlassen, und sollte es auch auf dem Gange nach dem Hochgerichte seyn!«

„Das kann wohl kommen!“ sagte halbleise mit einem tiefen Seufzer und zu den Sternen gehobenem Blick der Räuberhauptmann.

Nicht lange währte es, so fielen rasch hintereinander mehrere Schüsse der Vorposten, und Antonio ordnete seine Leute zum Angriffe.

Schon waren die Vorposten der Räuber zurückgedrängt, und eine Masse Soldaten, wohl dreißigmal so stark als die Räuber, drang auf diese ein. Ein furchtbares Gemetzel begann; — wuthentbrannt kämpften die Soldaten, verzweiflungsvoll wehrten sich die Gesellen der Nacht.

Zwei Stunden schon hatte das Morden gedauert, da mußte Antonio's Bande, die durch den Verlust eines großen Theils ihrer Leute immer schwächer wurde, sich ergeben.

Hände und Füße mit Ketten belastet, wurden die Räuber mit ihren Weibern nach dem nicht ferne gelegenen Städtchen transportirt.

Auf dem ganzen Wege dahin wurde kein Laut ausser dem Klirren der Ketten vernommen: Als aber, im Städtchen angekommen, die herbeigebrachten Lichter die fürchterliche Gruppe beleuchtete, und die Räuber ihren Hauptmann unter ihnen vermißten, da brachen sie in die gräßlichsten Flüche und Verwünschun-

gen aus; denn auf ihn bauten sie noch einige Hoffnung der Rettung. Nicht lange währte diese gräßliche Aufregung; die Weiber rangen die Hände und vergossen Ströme von Thränen, und die wilden Männer versanken in ein dumpfes Hinbrüten.

Nachdem die Ketten der Räuber von den Soldaten nochmals untersucht und manche noch fester angelegt waren, setzte sich der Zug wieder in Bewegung, um die Gefangenen nach der Hauptstadt zu bringen.

Eine halbe Stunde mochte man zurück gelegt haben, als man das Bellen eines sich nahenden Hundes vernahm. Die Räuber horchten hoch auf, und ihre Augen fingen feurig zu glänzen an; denn sie erkannten sogleich Fidelio, den Hund ihres Hauptmanns.

Keuchend kam Fidelio herangerast, sprang an jedem der Räuber hinauf, und — — — suchte seinen Herrn. Dieser aber war nicht unter ihnen, und Fidelio fing zu heulen an, daß selbst in den Soldaten das Mitleid rege ward, und sie die auf den großen wilden Solofänger angelegten Gewehre wieder auf die Schulter nahmen und ihm das Leben schenkten.

Noch einmal sprang der Hund an jeden der Räuber hinauf, liebkoste dann die Weiber; und sprang dann zurück in die Nacht hinein. —

Antonio saß, als der Morgen graute, in einer Feldkapelle und verband sich den Fuß, den eine Kugel gestreift hatte. Als er in der vergangenen Nacht, noch wüthend kämpfend, gesehen hatte, daß seine Leute verloren seyen, da suchte er zu entfliehen, um die

Freiheit benützen zu können, seine Mordgesellen später befreien zu können. Glücklich entkam er in der schwarzen Nacht aus dem Gefechte und dem Walde, und als er im Freien sich befand, flüchtete er sich in die Kapelle.

Antonio war so eben fertig, seinen schwach verwundeten Fuß zu verbinden, und sank erschöpft auf eine Bank des Kirchleins, als sein treuer Hund die Spur seines Herrn wieder gefunden und solche unaufhaltsam verfolgt, in die Kapelle stürzte, und vor Freude bellte, daß das Kirchlein erzitterte.

Antonio besänftigte seinen Fidelio und brachte ihn zum Schweigen. Ermattet schliefen beide ein.

Ein Jäger, der zufällig am Kirchlein vorüber ging und dessen Hund die Nähe des Antonio witterte, bellte in die Kapelle hinein. Erschrocken sprang Antonio auf und sein Hund fletschte dem eintretenden Jäger und seinem Hund die Zähne entgegen.

Fast in die Kniee sank der Waidmann, als er in dem Gefundenen denn ihm wohlbekannten Räuberhauptmann Antonio erkannte.

»Fürchtet euch nicht,« sprach dieser. »Ich thue euch kein Leid. Nur Eines bitte ich mir aus. Mir ist heute Nacht mein Gewehr abhanden gekommen,« (dem war auch so; es wurde ihm von einem Soldaten, mit dem er handgemeng wurde, entwunden,) und da könntet ihr mir einen Gefallen durch Ueberlassung des eurigen erzeugen. Ihr habt deren ja ohnedem mehrere.«

Bei diesen Worten hatte Antonio auch schon das Gewehr des Jägers erfaßt, und froh mit so heiler Haut davon zu kommen, überließ der Waidmann gerne seinen Zwilling dem Räuber.

„So, nun geht im Frieden!“ sprach Antonio; — der Jäger ging, und der Räuberhauptmann schlug mit seinem Fidelio die entgegengesetzte Richtung ein.

Wüst und stürmisch sah es nun in der Seele Antonio's aus; nicht mehr das ruhige, reumüthige Zurückblicken auf sein vergangenes Leben, wie wir ihn beim Beginne unserer Erzählung getroffen haben, beherrschte sein Inneres; es tobte die Leidenschaft, die Rache in ihm; die ganze Hölle mit all ihren Furien hatte sich seines Herzens bemächtigt. Kein Rückwärtsschreiten war ihm mehr möglich; vorwärts auf der blutgetränkten Bahn riß es ihn mit Gewalt.

Antonio eilte schnellen Schrittes einem nahen großen Forste zu, und unaufhaltsam trieb es ihn immer weiter und weiter, bis er im Dickichte der Gebüsche nicht mehr vorwärts konnte. Da schlug der vor Durst lechzende Fidelio an, und aus ihrem Verstecke krochen drei, von der Sonne gebräunte und mit Staub und Blutflecken bedeckte Männer hervor. Es waren drei von der Bande Antonio's, die sich aus dem Gefechte drängten und glücklich entkamen.

„Wie?“ rief Antonio, und seine Augen rollten zornsprühend, während er die beiden Hähne seines Zwillings zum Schusse fertig spannte. „Wie? ihr da? Habt ihr treulos und meineidig eure Brüder im Kampfe verlassen und euch geflüchtet wie furchtsame

Hasen. — Seyd ihr denn werth, ihr Schurken, der Kugel, die ich euch durch den Kopf zu jagen Lust hätte?«

„Oho!« riefen alle drei, wie aus einem Munde. „Mit diesem Tone hat es seine Endschaft erreicht! — Ihr konntet wohl so mit uns sprechen, wie ihr noch unser Hauptmann waret; aber jetzt seyd ihr der nämliche Schurke wie wir; — ihr seyd ja auch davon gelaufen, sonst könntet ihr nicht bei uns seyn.

Diese Rede hatte Antonio nicht erwartet. Wohl wäre es ihm eine Kleinigkeit gewesen, zwei dieser schwarzen Gesellen mit seinem Doppelgewehre niederzustrecken und den dritten durch seinen Hund zerreißen zu lassen; allein die Worte der drei Räuber hatten ihn wie niedergedonnert, und seiner Hand entsank fast das tödtende Rohr.

„Was wollt ihr nun beginnen?« fragte der Hauptmann nach einer Pause, in der er kälter wurde.

„Unsere Kameraden befreien,« schrien alle drei zugleich.

„Also seyd ihr doch noch ehrliche Kerls?« rief Antonio, und seine Augen glänzten vor Freude. „Gut, so will ich meine Worte vergessen, die ich gegen euch ausgestossen. „Ruhet nun aus, und dann wollen wir auf Werbung gehen.«

Und zusammen legten sich die vier Mordgesellen in das Moos des Waldes und erzählten, wie es jedem von ihnen ergangen sey bei dem Gefechte mit den Streifsoldaten.

So blieben sie bis zum ersten Sonnenstrahl des andern Morgens, wo sie sich dann aufmachten und der Heerstraße näherten.

In der Ferne sahen sie einen Wagen kommen, schnell verbargen sie sich hinter einem Busche; und als der Wagen näher kam, erkannten sie auf demselben sechs ihrer Brüder, mit Stricken an den Wagen befestigt und von drei Streifsoldaten begleitet.

Als der Wagen am Busche vorüber fuhr, da feuerte aus diesem Antonio auf die Soldaten, von denen zwei sogleich todt darnieder stürzten; — den dritten riß der Hund des Hauptmanns zu Boden. Schnell wurden die Gefangenen sechs Räuber losgebunden und nun wieder zu einer Bande angewachsen, zog man dem Walde zu.

Hier wurde berathschlagt, wie die in den Kerkern der Hauptstadt gefangen gehaltenen Raubgenossen befreit werden könnten. Bald hatte Antonio einen Plan entworfen, und als er solchen seinen Leuten mitgetheilt hatte, zog man, so viel als möglich versteckt, der Hauptstadt näher.

Traurig schlich Fidelio neben seinem Herrn auf dem Wege dahin, als ahnte er schon die Gefahr, in die sich Antonio begab, und als es Abend wurde und die Mordgesellen nicht ferne mehr der Stadt waren, da blieb der Hund einigemal stehen und sah den Hauptmann an, als wollte er ihn bitten, umzukehren; allein in dem Herzen Antonio's kochte die Rache, und er achtete nicht des treuen Thieres.

Die Nacht war herangekommen, die Räuber standen an den Ringmauern des Gefängnisses; da legten sie Leitern an und stiegen in den Hof; kaum aber da angelangt, fielen unter lautem Gebelle die Hunde des Gefängnißwärters über die Räuber her und rissen sie sämmtlich zu Boden. Eiligst kamen die Eisenknechte und die Wachen herbei, und ein heißer Kampf begann nun. Die Räuber mußten unterliegen; sie wurden gebunden und in unterirdische Kerker geworfen. Ausserhalb der Mauer heulte Fidelio die gräßlichsten Töne; und als man sich ihm nähern wollte, da flüchtete er.

Nach mehreren Wochen war es auf der Straße nach der Hauptstadt ungemein lebendig. Von Nah und Ferne zogen die Leute herbei, der Hinrichtung des gefürchteten Räuberhauptmanns Antonio beizuwohnen. Als die Sonne schon hoch am Firmamente stand, bewegte sich der Zug langsam nach der Richtstätte. Antonio mit zweien seiner Mitschuldigen waren die ersten der eingefangenen Bande, die zum Tode verurtheilt, unter dem Schwerte sterben mußten.

In dem Augenblicke, als Antonio auf dem schaudervollen Stuhle saß und der Scharfrichter den Todesstreich nach ihm geführt hatte, da stürzte Fidelio durch die Masse Menschen nach dem Blutgerüste und packte den Scharfrichter, den er zu erwürgen drohte. Da stieß der Gehilfe des Nachrichters das Schwert, mit welchem Antonio enthauptet wurde, dem Hunde in den Leib, daß solcher augenblicklich todt niederstürzte.

Christ und Heide.

Sanfte Westwinde erhoben nur leise die Fläche des im Abendrothe erglühten Meeres, dessen stille Wellen das Ufer der Insel Canino bespülten. Kein Krächzen der Seevögel, nicht das Emporplätschern des Delphins, kein Brausen der Brandung störte die Ruhe, welche sich über die unermeßliche Fläche gebreitet hatte. Nur aus der Ferne donnerte dumpf das Geschütz der Johanniter-Ritter, welche heute La Valetta, die starke Festung Malta's, siegreich nach blutigem Kampfe erobert hatten.

Ohnfern des Hafens von Canino, wohin der Donner der Geschütze allmählig matt verhallte, war der Garten Almansurs, eines Türken, der aus Stambul, dem großen Sitze des Nachkömmlings des Propheten, seiner Liebe zur Natur wegen gezogen war, und im fremden Lande, fern von seiner Heimat, den Durst seiner Wißbegierde zu stillen suchte.

Er kam nach Malta, und ließ sich hier in der Nähe, auf der Insel Canino, nieder, wo er große,

früher unbebaute Felder zu einer herrlichen Gegend durch seinen Reichthum umwandelte. Hohe Cypressen und Palmen beschatteten das hoch erbaute Haus, dessen kühn sich erhebende Marmorbogen dem hier Verweilenden Schutz und die prächtigste Aussicht auf das Meer und dessen Hafen boten.

Am Fuße eines mit Reben und Oliven bepflanzten Hügels war in eine Marmorplatte das Bild des großen Propheten und neben diesem auf einer zweiten ein Spruch aus dem Koran eingehauen. Prachtvoll blühende Oleander und blühende Rosen umgaben diese Stelle und hauchten ihre balsamischen Düfte durch die schweigende sich senkende Dämmerung.

Hier stand Almansur, den Koran in der Hand und las von der Platte mit lauter Stimme die Worte herunter:

Mag, Sterblicher, es um dich stürmen,
Mag Unglück sich auf Unglück thürmen,
Magst einsam auf der Welt du stehen,
Siehst Alles du um dich vergehen,
Zwei Dinge wahr', die liebe nur:
Den Glauben dein und die Natur!

„Ja," rief Almansur, „Allah, dein Prophet hat recht gesprochen. Drüben auf La Valetta stürmt der Orkan des Krieges mit seiner verheerenden Gewalt, und der Ritter im weißen Mantel vernichtet seines Glaubens willen den Frieden und den Wohlstand des Landes, in dem Du, Allah, mir einen friedlichen Wohnsitz gegeben hast, dich Herrn der Herren zu preisen,

und für dich, heilige Natur, du Kraft der Welt, zu leben!«

So rief begeistert Almansur; aber bald hielt er inne, und tiefes Schweigen fesselte seine Lippen. Der Gedanke, daß, weil Malta fremder Herrschaft geworden, nun auch die Insel, worauf sein Eigenthum stand, in die Hände der Gewaltigeren übergehen müsse — der Gedanke, daß seine schönen Besitzungen verloren gehen, alle seine Reichthümer, welche er dem heißgeliebten Sohne, dem vierzehnjährigen Ali einst zum Vermächtniß lassen wollte — ja, daß auch sein Kind von den Feinden des Moslims gefährdet oder gar geraubt werden könne — dieser Gedanke umflorte seine Seele mit düsterer Ahnung und während eine Perle seinem schwarz bewimperten Auge entfiel, und er die Hand auf das Herz drückte, wiederholte er sich mit Wehmuth obige Worte.

Im friedlichen Zimmer saß Ali, den der Himmel mit den Gaben der Schönheit und Herzensgüte, verbunden mit Muth und Stärke, ausgerüstet hatte. Auch er hatte eben zu seinem Gotte gebetet, daß er abwenden möge von dem Haupte des geliebten Vaters und von der schönen Stätte, welche seine Heimat geworden, die Schaar der ungläubigen Feinde und die Gefahren, welche der Krieg in seinem grausamen Gefolge bringt, und als Almansur hinein trat, flog der liebende Sohn in seine Arme, welche ihn umschlossen und an das väterliche Herz drückten.

Aufmerksam hörte Ali des Vaters Lehren für die Zukunft, und gelobte, dem Glauben und der Stimme der Natur treu zu seyn bis in den Tod.

Wochen waren verstrichen; noch hatte kein feindlicher Fuß die Insel betreten; nur hie und da segelten einzelne kleine Fahrzeuge dichter an das Ufer, als je. Almansurs Vorsicht hatte sich bewogen gefunden, seine kostbarsten Schätze und Kleinodien an heimliche Stellen zu vergraben, und Niemand als Ali und Melitta, eine Dienerin, Griechin aus Chios, wußten diesen Ort. — Almansur hatte wohlgethan. —

Schon des Morgens nach jener Nacht, in welcher er seine Schätze der verbergenden Erde anvertraut hatte, waren Kriegsknechte aus dem Solde eines spanischen Ritters, der den Zug nach Malta mit unternommen hatte, angelangt, und erst als sie, ohne den Herrn des Hauses zu verlangen, Küche uud Keller tüchtig geleert, fragten sie nach diesem, welcher schon lange dem trunkenen Treiben der unwillkommenen Waffengäste zuschaute.

„Ha, Türkenhund! du bist der Herr dieses schönen Hauses?“ schrie ein stämmiger Reiter. — „Wo hast dein Geld, Bestie?“

„Ich habe wenig,“ sprach Almansur, „das nehmt, hier habt ihr es!“ Er reichte ihnen einen Beutel mit 100 Zechinen.

„Hundert Zechinen nur? Wo ist das andere? Ein Kerl wie du muß mehr als diese Bettelei besitzen. Schaff' Geld her, oder ich stoße die Hellebarde dir in den Leib!“

„Schaltet unter meinem Dache, wie ihr wollt,“ erwiederte gelassen Almansur; „mehr aber kann

ich euch nicht geben. Was ich hatte, sendete ich nach Malta.«

»So, bist du mit dem Gesindel im Bunde? — Wart', ich will dich lehren, verruchte Mohamed's Seele!« Mit diesen Worten packte der rohe Söldner den Geduldigen, und warf ihn zur Erde, knieete sich auf seine Brust und band ihm, während zwei andere die Füße fest mit Stricken fesselten, die Hände mit aller Kraft zusammen. Almansur aber schwieg.

»Werft ihn in einen Keller, und lasset ihn verschmachten!« fuhr der Reiter fort. Schon waren die Andern bereit, Almansur fortzuschleppen, als Ali mit der Wuth eines Löwen herein stürzte, und mit der größten Anstrengung seiner jugendlichen Stimme seinem Vater zurief. Mit der Kraft der Hyäne, welcher ihre Jungen geraubt werden, fiel der vierzehnjährige Knabe die Reisigen an, riß dem Einen die Hellebarde aus der Faust und begann, er, der in Waffen unerfahrne Jüngling, einen blutigen Kampf mit den Kriegsknechten, deren zwölf waren. Vergebens bat Almansurs Stimme um Frieden; Ali wußte sich mit unbegreiflicher Gewandtheit zu vertheidigen, und erst, als er sah, daß ein Schwert in das Haupt seines auf dem Boden gefesselten Vaters eine Wunde geschlagen, warf er die Waffe von sich und fiel mit dem Ausrufe: »O, mein Vater!« an dessen Seite nieder. Aus der klaffenden Kopfwunde strömte Blut, das Ali nicht zu stillen vermochte. Sein Schmerz war namenlos, und die rauhen Krieger, in deren Brust Zorn und Mordlust noch wenige Sekunden vorher glühte, sahen schweigend der jammervollen Scene zu.

„Gebt mir meinen Vater wieder. Gebt ihm seine Freiheit! Tödtet mich!“ schrie der Jüngling schluchzend.

Einer der Kriegsleute, der jüngste, war tief ergriffen, und ungewehrt löste er mit einem Messer die festgebundenen Stricke.

„Dank dir, mein Sohn!“ stammelte mit schwacher Stimme Almansur. „Ich scheide; vergebe deinen Feinden, wie ich ihnen vergebe! Räche mich nicht! Denke an deines Vaters Wahlspruch: wahre ewig deinen Glauben!“ Mit diesen Worten hauchte er seine Seele aus. Ali jammerte, daß die Wände des Gemachs von den schneidenden Tönen widerhallten.

Die Krieger hatten sich von der Schreckensscene hinweggezogen und sich in dem weiten Hause zur Plünderung vertheilt. Ali lag laut klagend und heiße Thränen weinend über der Leiche des geliebten Vaters hingestreckt, da näherte sich ihm Melitta, welche sich bis jetzt verborgen hatte. Ihre Thränen vereinten sich mit denen des Jünglings, als sie ihren guten Herrn erschlagen sah.

Die Thüre öffnete sich, und hereintrat ein hoher stattlicher Ritter, umgeben von mehreren Reisigen.

„Wer hat den Mann erschlagen?“ rief er mit donnernder Stimme. „Ich hoffe nicht, daß es einer der Meinigen gethan!“

Ali und Melitta schwiegen; der Schmerz erstickte ihre Stimme.

Mit dem Ritter waren noch viele Krieger gekommen, welche alle Winkel des Hauses durchsuchten und in einem reich geschmückten Saale die früher Gekommenen plündernd antrafen. Sie wurden vor den Ritter gebracht.

„Was habt ihr euch unterstanden, hier zu plündern und zu morden? Seid ihr Knechte eines Johanniters? Wer erschlug den Mann?“

„Die Deinen haben ihn erschlagen! rief Ali, und seine Stimme brach vor Wehmuth und Schmerz, und die Binde, welche ihm Melitta um die blutende Stirn gebunden hatte, riß er herab, daß das Blut mit Heftigkeit aus der Wunde drang. „Ich will sterben!“ rief er.

Don Pedro de Croce — so hieß der Ritter, war gerührt und einige Minuten stille. „Ergreift die Thäter, und bringt sie nach Malta,“ hob er endlich an. „Du aber, Knabe! wer bist du?“

„Hier liegt mein Vater, Almansur; ich heiße Ali!“

„Du bist nicht von dieser Insel gebürtig, das zeigt mir deine Tracht; wie kamt ihr hieher?“

„Vor vielen Jahren“ — erzählte Ali — „wanderte ich mit meinem Vater aus, um ferne Lande zu sehen, und hier ließ sich mein Vater nieder. Wir stammen aus türkischem Gebiete. Fremd war dem geliebten Vater die Welt; ich war sein Alles; und nun haben sie ihn mir erschlagen! Unschuldig starb er, denn nicht kannte er eure Kriege und Eroberungen; er

kannte nur den Glauben und die Liebe zur Natur! — Nehmt, nehmt Alles, was ihr findet; nehmt dieses Haus, zerstört es; nehmt mich selbst, tödtet mich! Was soll auch der arme Ali einsam ohne seinen Vater auf dieser Welt?«

Dem Ritter ward das Herz weich. Unglückseliges Schicksal,« — rief er tröstend, daß dein Vater dem Schwerte einer ungerechten Kampflust erlag! Ich will ihn rächen, und dir will ich Vater seyn! doch sprich, wer hat dich die Sprache Spaniens gelehrt?«

„Almansur, mein Vater,“ versetzte der Knabe; er hat mir viel von euerm Volk erzählt; er hat euch und eure Sprache gelobt; und nun habt ihr ihn mir erschlagen!«

„Du sollst mit mir nach Spanien ziehen;“ sprach Don Pedro; „dort wirst du dieses Land vergessen.“

„Das Land, welches die theuren Ueberreste meines guten Vaters birgt, werde ich nie vergessen; doch ich folge dir, denn ich bin dein Gefangener!«

Almansur's Leiche wurde weggetragen, und Don Pedro ließ sie feierlichst zur Erde bestatten. Ali's und Melitta's Thränen flossen strömend am Grabe, dessen Stelle sich unter jener Marmorplatte befand, wo noch vor wenig Wochen der edle Greis seine Wünsche und Gebete zum Propheten emporsteigen ließ. Ali war entschlossen, Don Pedro zu folgen, und alle Vorstellungen Melitta's, das nicht zu thun, blieben fruchtlos.

»Nimm die aufbewahrten Schätze,« sprach er zu ihr, »und kehre damit in deine Heimat. Du warst eine Sclavin meines Vaters; aber wir liebten dich. Jetzt bin ich selbst ein Sclave.«

»Sohn meines Herrn!« entgegnete Melitta, und umklammerte Ali's Kniee; »laß' uns fliehen!«

»Nimmermehr!« versetzte fest der Knabe. »Ich gehe fort in fremde Lande mit fremden Menschen. Kehre ich einst wieder, Melitta, und lebst du noch — bist du nicht in dein Vaterland zurück, so sollst du frei und groß mich wiedersehen. Und sehe ich dich nimmer, so lebe wohl!«

Die treue Dienerin streckte ihre segnenden Arme laut schluchzend dem Knaben nach, der zu Don Pedro eilte, welcher ihn am Borde des Schiffes erwartete.

Ali's Blicke wendeten sich nicht eher von der Stelle, wo er sein Alles verloren, bis das Schiff schon so ferne war, daß er die Insel aus dem Auge verlor. — Die Fahrt ging glücklich von Statten. Am Tage saß Ali still in der Kajüte, wenn aber der Abend kam und des Mondes Silberlicht sich in den Wellen spiegelte, da stieg er auf das Verdeck und sang, und Alles war dann stille, denn wie lange ausgehaltene Flötentöne zogen die melodischen Töne seiner Stimme über das Meer hinaus, als wenn sie nach dem Lande, das er verließ, seinen Schmerz hintragen wollten. Seine Lieder, sein ganzes, edles und sanftes Wesen nahmen Don Pedro mächtig für ihn ein, und auch der Knabe gewann den Ritter lieb.

So kam Ali nach Spanien. Am blühenden Ufer des Manzanares bei Madrid besaß Don Pedro ein Landhaus. Dorthin zog er sich jetzt zurück und nahm seinen Pflegling mit sich. Er stellte ihn seiner Schwester Elvira vor und sagte dabei, nicht ohne Wehmuth: „Elvira, dieses Knaben Vater haben meine Leute erschlagen. Sorge, daß er nie daran denken möge, was er verlor; liebe ihn, wie wir uns lieben; betrachte ihn als ein Glied unser Familie!“

Die edle Frau umarmte den Bruder und versprach, was er verlangte. „Doch“ — setzte sie bedenklich hinzu, „sollte es nicht unsere erste Sorge seyn, den Heidenknaben durch die heilige Weihe der Taufe zum wahren Glauben der Kirche bekehren zu lassen?“

Don Pedro aber, dem die letzten Worte Almansur's — aus dem Munde Ali's vernommen — einfielen, verwies seine Schwester zur Geduld, und meinte, es könnte dem christlichen Johanniter übel gedeutet werden, wenn er den jungen Mohamedaner sogleich in die fremde Welt einführe; — auch meinte er, der Glaube, einmal tief Wurzeln gefaßt im Herzen des Menschen, könne nicht mit einem Male ausgerottet werden.

Wollen wir nun aber zu Melitta zurückkehren.

Als das Schiff des spanischen Ritters abgesegelt war, kam nach Canino eine kleine Besatzung der Kriegsleute des Johanniter-Ordens, welchem nun das Gebiet von Malta gehörte, da Kaiser Karl V. es den Rittern, den ersten Helden der Christenheit, abge-

treten hatte. Der Pächter, welchen der Großmeister des Orden's auf des erschlagenen Almansurs Besitzung setzte, hatte Einsicht genug, Melitta, welche ein Weib in voller Kraft, erfahren in der Sprache der Umgebung, und dieser selbst, so wie bekannt und vertraut mit der Lage aller Umstände dieses Hauses, bei sich zu behalten und ihr nach wenig Jahren die Stelle einer Haushälterin zu übertragen, welche Pflichten sie auch treu erfüllte. — Das Geheimniß des Schatzes blieb ihr heilig, obwohl der Pächter einen vergrabenen Schatz vermuthete, wußte sie ihn doch vom Gegentheil zu überzeugen.

Beständig dachte Melitta an Ali, und wenn sie Abends an den Brunnen auf den Hügel ging, von welchem aus man über das Meer hinblickte, so stellte sie den Krug zur Seite, knieete nieder, streckte die Hände gegen das Abendroth, das sich allmählig in die Fluthen niedertauchte, und rief mit bewegter Stimme:

»Fluthen des Meeres, bringt ihr meinen Ali nimmer wieder? — Soll denn auch der Abend meines Lebens untersinken, eh' ich den Liebling meines Herzens wiedergesehen?«

Dann erhob sie sich und kehrte zu den Arbeitern zurück und ermunterte auch ihre Arbeit, als wolle sie für Ali Schätze erwerben.

Nach zehn Jahren kehrte Ali nach Canino zurück. Er fand Melitta noch am Leben und brachte ihr seinen alten Glauben mit. Beide erhoben den verborgenen Schatz, und wanderten in ein anderes Land.

Ein Mann über Bord.

Nichts Anziehenderes, als das Leben zur See, und nichts Unterhaltenderes, als die Erzählungen derer, welche das lange Meer befuhren. Kein Augenblick gleicht auf der See dem andern. Die Farbe des Meeres, die Formen der Wellen, der Lichtglanz, den sie zurück strahlen, die Wunder, welche diese Krystallmasse bedeckt; das tiefe Blau des Himmels; die Wolkenzüge und ihre Bildungen; die Wirkung des Sonnenlichtes vom ersten Purpurhauch des Morgens bis das letzte Goldröschen am Himmel verwelkt; das sanftere, aber nicht weniger anziehende Walten des Mondes, der bald Alles in Silber kleidet, bald aus zerrissenen Wolken blinkend, die schauerigen Tiefen umher überglänzt; die funkelnde Sternenflur mit ihren goldenen Blüthenkelchen; die Stellungen und Wechsel des Windes, und die Kraft seines Odems vom sanftesten Hauche bis zum Sturme; — das und so vieles Andere bieten jedem nicht ganz erstarrten und verödeten Geiste in den Stunden der Muße eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung.

Nicht weniger anziehend, ergötzlich und wohl auch lehrreich ist es, den durchaus eigenthümlichen Menschenschlag kennen zu lernen, dessen Element das Wasser, dessen Reich die weite See, dessen Haus und Heimat das Schiff ist; — ich meine die Matrosen.

Schon der Anblick eines Matrosen hat etwas Erfreuliches — Charakteristisches. Er ist, wie sein Schiff, ganz mit Pech und Theer kalfatert, so daß seine Kleider eigentlich nur das Futter zu nennen sind; Die Landmenschen heißen ihn daher auch mit Recht „tar" (Theer). Wenn er die Theerkappe mit dem Hute vertauscht und seine Pechkleider ablegt, so erblickt man leicht den Mangel einer Bürste. Auffallend ist seine Unruhe; Sturm und Windstille sind ihm gleich unerträglich. Nichts geht ihm über das feuchte Element, und er sorgt, daß er selbst immer die gehörige Feuchtigkeit seines Gaumens erhalte, indem er sich betrinkt, so oft er kann. — Bei keiner Gelegenheit zeigt sich der Matrose vortheilhafter, als wenn der fürchterliche Ruf ertönt: „Ein Mann über Bord." Er hat, müde von der Last des Tages, sein Glas Grog getrunken und schwingt sich in seine Hängematte. Seine sonnenverbrannten Schläfe berühren kaum das Kissen, so schließt er die Augen und schläft so gesund, wie irgend Einer, der auf Flaumen gebettet ist und den die süßesten Melodien in den Schlaf lullen. Das Anschlagen der stürmischen Wogen, das Pfeifen des Windes durch das Gebälk und Tackelwerk, das Knarren der Masten, das Schlagen der Segel und all das Geräusch, welches von denen verursacht wird, die den Schiffsdienst haben, stört

ihn nicht; er schläft alles dessen unbewußt. Wenn aber jener Ruf erschallt, dann springt er augenblicklich aus seiner Hängematte, eilt auf das Deck und fliegt zu dem Boote, brennend vor Begierde, der erste zu seyn, der sein Leben daran setzt, eines andern Leben zu retten.

Die nachstehende Erzählung eines alten englischen Seemanns wird uns den Matrosen zeigen in dem Augenblicke, wo es heißt: „Ein Mann über Bord!“

„Ich war,“ sagte er, indem er eine Pille Opium nahm und seufzend einem Schiffe nach blickte, das mit vollen Segeln die Themse hinabflog — „auf meiner ersten Reise nach Indien begriffen. Mitternacht nahte heran; der Wind wurde frischer und frischer und die Nacht immer dunkler; man fand es für nöthig, eines der Vormarssegel*) einzuholen, welches durch die Wache geschah. Ein Matrose wurde durch das Schlagen des Segels von der Raa**) geworfen und stürzte in das Meer. „Ein Mann über Bord!“ tönte es durch die Räume, und alsbald waren alle Matrosen auf dem Deck, gleich als hätte ein Zauberwort sie aus dem Schlafe erweckt.

Niemand sprach ein Wort, Alle aber fliegen zu dem Hintertheil des Schiffes, begierig einen Sitz im Boote zu erreichen und das Leben eines Mitmenschen retten zu helfen. Das Boot wurde bald niedergelas-

---

*) Segel an der Verlängerung des Mastes, welche bei dem Mastkorbe anfangt.

**) Horizontal liegende Stange mit einem Segel.

sen und die Boje *) abgehauen. Der Stückmeister nahm das Ruder, und zwei der obersten Officiere arbeiteten fast im Hemde, kräftig an den Rudern. Ein schöner Hund aus Neufundland sprang vom Hüttendeck nach. Aber Alles war vergebens. Die See ging sehr hoch, und die Dunkelheit der Nacht machte es unmöglich, irgend einen Gegenstand zu unterscheiden, die weißgrauen Spitzen der Wellen ausgenommen. Das Schiff wurde schnell mastwärts gehoben; die Schnelligkeit aber, mit welcher es durch die Wogen brach, machte, daß das Boot bald aus dem Gesichte verschwand. Man hißte (zog) Lichter auf; aber fast eine Stunde verging, ehe das Boot zu dem Schiffe zurückkehrte, während welcher Zeit überall ein banges Schweigen herrschte. Niemand wollte die Stille unterbrechen, und schmerzliches Bangen malte sich auf jedem Gesichte. Die Mienen der Zurückkehrenden besagten hinreichend das Schicksal des Unglücklichen; aber man wußte seinen Namen nicht, bis die Schiffsmannschaft gemustert wurde. Es zeigte sich, daß der Mann Tom Garnet, einer der besten Seeleute auf dem Schiffe, war, der in das Meer stürzte. Er ward ein Gegenstand allgemeiner Trauer, und nie sah man mehr Theilnahme an dem Verluste eines Kameraden sich aussprechen. Mit Rührung hörte ich, wie die Mannschaft auf dem Decke sich über sein

*) Boje (ein Ankerzeiger) ein hölzerner, gewöhnlich in der Mitte weiter und an seinen beiden Enden spitz auslaufender, hohler und also auf dem Wasser schwimmender Körper, dessen man sich bedient, um die Stelle anzuzeigen, wo auf dem Grund ein Anker ruht.

Unglück äußerte. Zwei seiner Genossen standen mir nahe und lehnten sich auf den Schiffsgang. Einer derselben pfiff die Melodie eines Schifferliedes, nahm eine Handvoll Taback aus seinem Tabacksbeutel, steckte sie in den Mund und betrachtete den Beutel eine Minute, steckte ihn aber hastig wieder in seine Wams-tasche, und sagte mit einem Seufzer zu seinem Kameraden: „„Es hilft nichts; wir müssen Alle, früh oder spät, heimsegeln. Der arme Tom Garnet! Es sind nun gerade zwei Jahre, daß wir Kap Horn mit einander umsegelten; er gab mir diesen Tabacksbeutel. — Gott verdamme mich, Jack, ich gäbe meinen Falken darum, wenn ich ihn hätte retten können! Aber was hilft alles Reden! — der arme Tom hebt kein Tau und lichtet keine Anker mehr in dieser Welt, es ist aber zu hoffen, daß er in der andern Welt freundliches Wetter finden wird!““

„Der Art waren die Unterhaltungen der Schiffsmannschaft; in jedem Theile des Schiffes konnte man gewiß seyn, des guten Tom mit einem Seufzer erwähnt zu hören, und Jeder wußte Etwas zu seinem Lobe zu sagen. —

Am andern Morgen legte sich der Wind ein wenig, und als wir an einer kleinen Insel in der Meerenge von Gaspar vorüber kamen, sahen wir den armen Neptun (den Neufundländer-Hund) am Gestade stehen. Ein Boot wurde niedergelassen, und das treue Thier glücklich an Bord gebracht. Auch die Boje wurde in der Nähe des Gestades schwimmend gefunden und eingenommen, so daß man annehmen konnte, der Hund sey, den Mann nicht ge-

während, ihr zugeschwommen. — Ich darf nicht erst bemerken, daß der Hund in der Gunst der Mannschaft von nun an sehr hoch stand; — wenn er über das Deck ging, strichen ihm die Matrosen den zottigen Kopf, und sagten wohl: „Der arme Tom Garnet!“

Auf diese Weise fließt des Seemanns Leben hin, Tag um Tag, Reise um Reise, den Hinfälligkeiten des Lebens, feindlichen Klimaten, feindlichen Elementen, Zufällen und Gefahren preis gegeben. Allein die Vorsehung hat den Matrosen auch mit einer Ruhe und Entschlossenheit begabt, welche er allein in so hohem Grade besitzt, und ohne die freilich seine Gefahren und sein Seeleben unerträglich wären. Ein Unglück trifft einen aus der Mannschaft, entreißt ihn dem Kreise der Gefährten, die ihn liebten, — er darf des tiefsten Mitgefühles sicher seyn. Schweigen herrscht unter den verschiedenen Gruppen auf dem Deck, Kummer malt sich in den braunen Gesichtern, aber der Dienst muß gethan werden. — Das Schiff muß in seinem Laufe bleiben. Die Segel müssen beigesetzt werden. Eine Windstille tritt in seinem Herzen ein; er kaut seinen Taback und brummt sein Schifferlied, und er ist anscheinend gleichgiltig. Wer kann jedoch sagen, wann und wo sein glühendes frommes Gebet zu dem Throne des Allbarmherzigen für sich und seine Freunde emporsteigt? Wer hat das Innere des kühnen Seemanns erforscht und kann Rechenschaft geben, welche Gefühle und schweigende Gebete dem Herzen entströmen, wenn die düstern Wellen bei der Nachtwache auf dem Verdecke den Einsamen schaukeln und die Pracht der Sterne ihn umgiebt? — Dabei ist

der Kopf eines Matrosen so voll Aberglauben, wie ein Ei voll Dotter. Da er von Wundern umgeben ist und es für ein Wunder halten muß, daß er nach so vielen Gefahren noch auf dem Wasser schwimmt, und da jede nicht gewöhnliche Erscheinung in der Luft und auf dem Wasser seine ohnedieß gereizte Einbildungskraft in Spannung setzt, so erzählt er das Unglaublichste mit einer Einfalt und Treuherzigkeit, welche den entschiedensten Zweifler ungewiß machen.

Und nun zum Schlusse auch Etwas über das Grab der Matrosen.

Die Bestattung eines Matrosen zu Schiffe besteht nicht nur in dem Hinabwerfen des Leichnams in die Fluten, sondern sie ist mit einer in ihrer Art seltenen Scene begleitet. Der Körper wird anständig ausgesetzt, in ein Betttuch eingehüllt und eingenäht, an den Füßen werden ihm 50 Pfund Steine angebunden, die man in dem Tuche verbirgt, das ihn umgibt. Dann legt man ihn auf ein Bret, und die ganze Mannschaft, durch ein Signal herbeigerufen, versammelt sich, um dem Leichenbegängnisse beizuwohnen und den Verblichenen mit ihren Trauergebeten zu begrüßen. Die Flaggen werden bei dieser feierlichen Handlung in der Mitte der Masten gestrichen, die Vormarssegel eingezogen. Der Schiffskaplan spricht das Todtengebet, in welches einstimmig alle Matrosen einfallen. Diese rohen, verhärteten Menschen sind dabei tief gerührt, und schwere Thränen gleiten über ihre gefurchten, sonnenverbrannten Gesichter. Nach vollendetem Gebete gibt ein Kanonenschuß

das letzte Zeichen, und zugleich wird die Leiche in das Meer versenkt.

Auf unsern Friedhöfen tröstet sich der Freund mit dem Gedanken, daß er die Ueberreste des verblichenen Freundes noch sehen könne; er dort wenigstens die Erde betreten, die dessen Leichnam bedeckt, die Blumen wehmüthig betrachten, die darauf emporkeimen; allein welches Zeichen wird ihm in der Mitte des grenzenlosen Oceans die Stelle andeuten, wo die Wogen seinen Freund verschlangen? Doch

Des Seemanns Grab ist hoch und hehr;
Es ist das rauschende Feuer-Meer;
Er mag nicht liegen bei Wurm und Stein;
Das Meer, das Meer ist sein Grab allein.
Das Seegras ist sein Schlummerpfühl,
Sein Leichentuch ist die Woge kühl;
Sein Todtenkranz, den die Nymphe flicht,
Coralle, Muschel und Perle licht.
Der Seekrebs kriecht zurück vom Grab;
Der Hai selbst läßt von dem Fang' dort ab;
Es flüstert drüber hinweg die Flut:
Im Meer nur schlummert der Seemann gut!

Abenteuer in den Urwäldern Amerika's.

Im Monat September 1831 unternahmen vier französische Reisende einen Ausflug in die Gegend von Vera-Cruz (im Golfe von Mexiko) in der doppelten Absicht, das Land kennen zu lernen und sich mit der Jagd zu unterhalten.

Zuvörderst hatten sie den von verpesteten Sümpfen durchschnittenen Flugsand zu durchwandern, der die Stadt umgiebt, und ihren äußern Umkreis bildet, dann kamen sie in einen oft undurchdringlichen Urwald. Am ersten Tage stieß ihnen nichts Merkwürdiges auf, außer daß die Unzahl von seltenen Vögeln, von denen es wimmelte, sie in Erstaunen setzte. Feuerrothe Kardinalvögel, Picocanoas (Pfefferfresser) mit langen, breiten, gelben Schnäbeln, und Tausend andere, welche die glänzendsten und mannichfaltigsten Farben spielten; mitten unter dem Gezwitscher und Geschrei dieses lärmenden, geflügelten Völkchens ließ sich die Stimme des Spottvogels hören, dessen Kehle so geschmeidig und

biegsam ist, daß er den Gesang aller Vögel in's Lächerliche parodirt.

Die Reisenden brachten die Nacht in einer Ramho, einer Art Pachtung, hin, wo sie, obschon schlecht genug beherbergt, doch den Unbilden der Atmosphäre und vor Allem gegen die Stiche der Muskitos geschützt waren. Am andern Morgen drangen sie, von einem Indianer begleitet, der sie auf schmalen nur ihm bekannten Fußpfaden führte, in das dickste Gehölz.

Diese Wege, welche die Indianer sich mitten durch die Wälder bahnen, sind äußerst merkwürdig. Sie hauen mit ihren Machetes die Zweige ab, die den Pfad sperren, oder schlingen sie über ihrem Kopf zusammen, so daß man oft 20 bis 30 englische Meilen weit unter einem Laubdache wandert.

An diesem Tage kamen die Wanderer auf eine Savanne *), in deren Mitte sich ein großentheils mit Binsen und Schilf bedeckter Morast befand, an dessen Ufer drei indianische Hütten standen, in denen sie freundlich aufgenommen wurden. — Aus dem Schilfe tönte das Geschrei einer Menge wilder Enten, deren Köpfe sich von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche des Wassers zeigten, und die Reisenden gingen auf den Anstand, in der Hoffnung, einige solcher Enten zu erlegen; allein zu ihrem Verdruß hielt das Wild sich stets außer Schußweite. Schon fingen sie an, sich

*) Savannen heißen in Nordamerika große wellenförmige, blos durch den Schlamm der Ströme befeuchtete Flächen, die sich in ungeheurer Weite ausdehnen.

zu langweilen, als einer der Jäger, der sich von den übrigen entfernt hatte, zwischen den Binsen eine außerordentlich leichte Pirogue gewahrte. Erfreut über seine Entdeckung springt er in den Nachen, haut das schwache Band ab, mit dem er am Ufer befestigt war, und nähert sich mit einem Ruderstoß der Stelle, wo die Enten beisammen waren. Stolz wie Neptun weidete er sich schon an dem Staunen seiner Gefährten, wenn diese ihn plötzlich mitten auf dem Sumpfe erblicken würden. Er sah deutlich einen großen Flug Enten und machte sich schon zum Schusse fertig, als er, um sein Ziel recht gewiß zu nehmen, den rechten Fuß mehr vorwärts und etwas auf die Seite setzte, wodurch der Kahn aus dem Gleichgewichte kam, auf der Stelle umschlug, und der Jäger, mit dem Kopfe voraus, in das Wasser stürzte. Er war nur kurze Zeit unten, und dennoch beschlichen ihn unheimliche Gedanken. Was für Bewohner mochten wohl diese Wasserpflanzen verbergen, mit denen der Grund bedeckt war? Ueberall erzählt man Geschichten von Menschen fressenden Kaimans, die das Haar zu Berg treiben, und so ließ auch unser Jäger, sobald er sich nur im Wasser zu bewegen vermochte, voll Entsetzen, Flinte, Waidtasche und Kahn im Stich, schwamm eilig dem Ufer zu, und gönnte sich nicht eher Ruhe, als bis er festen, trockenen Boden unter seinen Füßen fühlte. Seine Gefährten kamen auf sein Geschrei eilig herbei; allein ehe er sich entschloß, umzukehren und sein Gewehr zu suchen, fragte er die Indianer, ob es Kaimans im Sumpfe gebe. Sey es nun, daß die Frage unrichtig gestellt, oder falsch verstanden wurde,

kurz, die Antwort fiel verneinend aus. Der Jäger sprang also abermals in's Wasser, tauchte unter, zog Flinte und Waidtasche heraus, wendete den Kahn um und kehrte an's Ufer zurück. — Wie groß war aber sein Erstaunen und Entsetzen, als er, den Sumpf verlassend, einen ungeheuren gepanzerten Kopf aus dem Wasser auftauchen sah. Diese schwärzlichen Schuppen, diese tiefliegenden Augen, die spitze Schnauze, der schweinsähnliche Kopf, der weite, mit einer doppelten Reihe scharfer spitziger Zähne bewaffnete Rachen, — es war ein leibhafter Kaiman, der vom Grunde heraufkam, um ein wenig frische Luft zu schöpfen.

Nach einem kurzen Aufenthalt, um die Kleider des Gefährten zu trocknen, setzten die Jäger ihren Weg fort. Der Anblick dieser undurchdringlichen Wälder ist für einen Europäer vom höchsten Interesse; die Vegetation hat hier eine in unserm Klima unbekannte Kraft; man fühlt sich von Bewunderung hingerissen, wenn man diese ungeheuren Bäume betrachtet, deren Rinde so grün und glatt ist, als wäre sie der Trieb eines einzigen Jahres. An ihren Wurzeln ist der Boden mit einer dicken Schicht von Blättern und verwitterten Zweigen bedeckt, die seit vielen Jahrhunderten hier aufgehäuft liegen und eine nach allen Richtungen hin von Lianen durchschlungene Kruste bilden. Zuweilen dringen die Sonnenstrahlen durch das dichte Laubdach, das sich über dem Haupte des Wanderers wölbt, was eine höchst angenehme Wirkung macht; allein dann kommt man wieder an geschlossene Stellen, wo die Blätter so dicht, der Schat-

ten so düster, und die Luft so kühl ist, daß man sich jenes heiligen Schauers nicht erwehren kann, den Tacitus den Gott der Deutschen nennt. Man wagt kaum zu sprechen, aus Furcht, das Echo möchte irgend einen alten Gott der Indianer wecken und man eines jener Riesengötzenbilder durch das Dickicht schreiten sehen, denen die Priester Menschenopfer schlachteten. Selbst die sonst so lärmenden Vögel achten diese heilige Stille, und es ist, als lägen auch sie unter jenem Zauber; sie vermeiden diese düstern Einöden, und führt sie der Zufall dahin, so ruhen ihre fröhlichen Spiele. Das Aussehen der Indianer trägt noch dazu bei, die Wirkung der Scenerie, von der man sich umgeben sieht, zu erhöhen. Von Natur ernst, melancholisch und schweigsam, scheint der Indianer stets nachdenkend und tiefsinnig; er legt gern in Alles etwas Geheimnißvolles; und fragt man ihn, so regen seine halb in Worten, halb in Zeichen ertheilten Antworten die Einbildungskraft auf und versenken das Gemüth in seltsame Träume. Hier mahnt nichts an eine lebende Welt, wie wir sie kennen, die Einbildungskraft schafft sich eine neue, die mit den Gestalten wechselt; doch kann Niemand sich des Eindrucks erwehren, den diese neue überraschende Umgebung hervorbringt.

Gegen Abend erreichten unsere Reisenden den Saum einer kleinen Ebene oder mit dürren Binsen bedeckten Savanne, wo sie einige indianische Hütten fanden, in denen sie die Nacht zuzubringen beschlossen. Nachdem sie mit den Bewohnern Rücksprache genommen, und wegen des Nachtessens das Nöthige ver-

abredet hatten, sahen sie sich in der Gegend um. Der Nordwind hatte sich erhoben und wehte schon sehr heftig; sein langgehaltenes Geheul erfüllte die Wälder, die Vögel schwiegen schüchtern, und ließen, unter das Laub geduckt, die Sonne untergehen, ohne ihr den Scheidegruß zu singen. In einzelnen Zwischenräumen hallte das Echo des Getöses wieder, das der Fall der von der Gewalt des Sturmes zersplitterten oder entwurzelten Eichen machte. Für Seeleute, welche so oft Zeugen des Kampfes der Elemente sind, waren diese heftigen Windstöße, von denen die Wipfel der Wälder wie der Spiegel des Oceans wogten, die Blitze, die durch das dichte Laub der Bäume leuchteten, und die tausendfach wiederholten Donnerschläge noch immer ein reizendes Schauspiel.

Nachdem sie diese erhabene Scene eine Zeitlang bewundert hatten, kehrten sie fröhlich und hungrig zur Hütte zurück.

So gut sie von ihren Wirthsleuten auch aufgenommen wurden, so konnten sie sich dennoch einer augenblicklichen Unruhe nicht erwehren. Als sie zur Hütte kamen, war es Nacht, und als sie sich bückten, um durch die Thüre zu schreiten, war der erste Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, ein hoch gewachsener Indianer mit ernstem Zigeunergesicht, starrem, wilden Blick, der, die Hand auf den bloßen Säbel gestützt, unbeweglich, wie ein wachthabender Schweizer, dastand. Die Hütte war nicht beleuchtet, und man konnte die Gegenstände nur beim schwachen Scheine des Feuers unterscheiden, bei welchem auf dem

Herde das Nachtessen kochte; und dieses Zwielicht warf auf das kupferfarbige Gesicht des Indianers einen röthlichten Schein, der ihm ein etwas diabolisches Aussehen gab.

Das erste Gefühl unserer Reisenden war Staunen, und ihr erstes Wort: „Was Teufel machst du da?“ Die in gleichgültigem Ton ertheilte lakonische Antwort war: „Es ist so Sitte.“ Und in der That legen auch die Indianer ihren Machet (eine Art Säbel) nie ab; er dient als Vertheidigungswaffe im Kampfe, als Beil in den Wäldern und als kriegerischer Schmuck bei Festen; er kommt nie von ihrer Seite, und bei Nacht ruht er neben ihrem Kopfpolster.

Das Nachtessen wurde bald auf einem wackelichen Tische aufgetragen, um den die Reisenden Platz nahmen, nachdem sie all ihr Jagdzeug abgelegt hatten.

Der Wirth hatte zwei junge Töchter, die von den Fremden eingeladen wurden, am Mahle Theil zu nehmen, und nun dachten alle, auf aus Holzblöcken bestehenden Schemeln sitzend, an Nichts, als der indianischen Küche ihr Recht wiederfahren zu lassen.

Welch bizarren, phantastischen Anblick bot jetzt nicht das Innere der Hütte! In Harz getränkte Strohfackeln dienten zur Beleuchtung; in einem Winkel flackerte noch die erlöschende Flamme des Herdes, neben dem eine alte Indianerin kauerte, einen alten, an mehreren Stellen gesprungenen Topf besorgend, der das zweite Gericht enthielt. Mit ihren eingefallenen Wangen, hohlen Augen, dem runzlichten Gesicht und

den langen grauen, über die Schulter herabhängenden Haaren, glich sie ganz einer Hexe. Am Eingange, neben der Thüre, stand die unbewegliche Schildwache, die nur dann und wann das Gesicht verzog, wenn der zu heftig wehende kalte Wind ihr die Lenden-Schürze emporhob; dann zeigte er schöne Zähne, deren Weisse durch sein kupferfarbiges Gesicht noch mehr gehoben wurde, und seine wilden Augen glichen, wenn das Licht der Fackeln sich auf ihrer glatten, leuchtenden Fläche spiegelte, zwei feurigen Kugeln. Nicht weit von ihm, auf seiner Manga (eine Art Mantel) ausgestreckt, lag das Haupt der Familie, ein Greis, der seine Gäste theilnahmlos anstierte; er hatte sich durch einen Fall am Bein verwundet. Im hintern Grunde auf der andern Seite stritten grunzende Schweine um die Lagerstelle, und durch das ungewohnte Geräusch munter gewordene Hühner liefen hin und her. Um die schlecht gestützte Tafel endlich saßen unsere vier Reisende mit den beiden Töchtern des Hauses, die sich, von Jugend und Gesundheit strotzend, einer lärmenden Fröhlichkeit überließen.

Was für ein Nachtessen hatten die Hungrigen? Ein in spanischem Pfeffer schwimmendes Huhn mit voller wohlgebräunter Brust lag in einer Schüssel mit abgestossenem Rande. Es sah ziemlich schmackhaft aus; aber bei dem ersten Bissen brannten die zarten Lippen unserer Gäste, als wären sie mit einem glühenden Eisen berührt worden, und ihres Wolfshungers ungeachtet, waren sie genöthigt, die ganze Schüssel den schönen Indianerinnen zu überlassen, deren abgehärtetem Gaumen diese Feuerkost herrlich mundete.

Zum Getränke gab es Whisky, einen höllisch gepfefferten Branntwein, und schwarzes, schlammiges, aus dem nächsten Sumpfe geschöpftes Wasser. Die Stelle des Brodes vertraten Tortillas, von denen zwei vor ihnen sitzende Indianerinnen so viel zurichteten, als man bedurfte. Es sind dieß Fladen von Maistaig. Die Indianerinnen nehmen eine Kugel dieses Teiges, drücken solche zwischen den Händen wie einen Kronenthaler flach, und werfen sie dann auf eine fast bis zum Rothglühen erhitzte Platte. Als Eßzeug bediente man sich der Finger, wobei unsere Reisenden sich ziemlich ungeschickt benahmen, die Indianerinnen dagegen arbeiteten mit ihren langen Fingern auf höchst gewandte Weise in der Brühe herum, und es war eine wahre Lust, sie mit ihren Nägeln das Huhn zerlegen zu sehen. — Zum Glück kam endlich eine ungeheure Schüssel kleiner, schwarzer, sehr schmackhafter Bohnen auf den Tisch, die die Indianer meisterhaft zu bereiten verstehen.

An diesem Gerichte hielten sich die Reisenden für die feurige Hühnerbrühe schadlos, und die allgemeine Fröhlichkeit blieb ungestört.

Es handelte sich nun darum, etwas ausfindig zu machen, die Tafel in die Länge zu ziehen, denn das Lager sah nichts weniger als einladend aus. — Man zündete also ein großes Gefäß mit Whisky an, in das man ein Stück von einem schmutzig gelben, schlechten Zucker warf. Die in Garben aufschießende blau und gelbe Flamme des Branntweins gab den Gesichtern der Anwesenden ein gespenstiges Aussehen, und das nun fertige Getränk wurde mit dem Namen

eines Rum-Punsches beehrt. Die Indianer geriethen bei dem Anblicke dieses neuen Feuers in Entzücken, und schwelgten in diesem Gebräu, das ihnen köstlicher als Necktar vorkam. Selbst der Greis fühlte das Feuer seiner Jugend wieder aufleben, und mischte seine zitternde Stimme in den melancholischen Gesang der Indianer und die muntern Lieder der Franzosen. Nachdem die jungen Indianerinnen rasch nacheinander zwei Gläser dieses Getränkes geleert hatten, zogen sie unter dem Pagne, der ihren Busen bedeckte, ungeheure, durch langen Gebrauch geschwärzte Tabackspfeifen, mit einem kaum zolllangen Rohre hervor. Beide füllten ihre Pfeifen, zündeten sie an der Fackel an, thaten zwei oder drei Züge, und boten sie dann mit süssem Lächeln jedem ihrer Nachbarn an. Die Soirée und ein Theil der Nacht wurden so hingebracht; endlich dachte man an's Schlafengehen. Auf den harten, unebenen, so zu sagen, aus Hügeln und Thälern bestehenden Boden der Hütte hatte die alte Indianerin eine alte Matte gebreitet, und diese mit einem großen Fliegenvorhang von Kattun überdeckt, um ihre Gäste vor den Muskitos zu schützen. Unter diesem Vorhang pferchten alle vier sich ein, von dem Summen der Jesecten wach gehalten, die sie wüthend umschwärmten. An Schlaf war nicht zu gedenken; sie wurden von den heillosen Insecten, die sich durch einige Löcher der Decke einen Weg gebahnt hatten, fast aufgezehrt. Carapatten, Radadors, lauter blutgierige, stechende Insecten, thaten sich gütlich auf ihnen; der stechende Schmerz peinigte sie von der Ferse bis zum Wirbel, und doch konnten sie nichts Besseres thun, als sich kratzen und lachen.

Die Hütte war mit einem ziemlich starken, gegen einen heftigen Platzregen aber doch schützenden Schilfdache gedeckt. Die Nacht war finster; der Nordwind blies heftig, kalt und eisig, als ob er über ein Schneefeld gezogen wäre; die Indianer lagen zusammengekrümmt, vor Frost zitternd, dicht aneinander gerückt, wie das Rothwild, das vom Winter in seinem Lager überrascht wird; und fragte man den Hausvater, warum sie so faul wären, und nicht mehr Zweige abhieben, um ihre Hütte gegen das Ungestüm der Jahreszeit zu schützen, so antwortete er mit thierischem Stumpfsinn, sie wären alt und den Sommer über krank gewesen. „Aber Eure Kinder sind jung und gesund, warum —?“ „O die frieren nicht; warum sollten sie sich also so viele Mühe machen?“

Von kindlicher Liebe und elterlichem Ansehen hat man in diesen Wäldern keinen Begriff. Männer, Weiber, Kinder, Hunde, Schweine, Hühner, u. s. w. Alles haust hier durcheinander.

Vor Anbruch des Tages schon waren die Reisenden zum Aufbruche bereit; die alte Indianerin bereitete Caffee und Whisky zum Scheidetrunk, und man trennte sich unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen. Die erste Beute des Tages war ein Adler, der beim Herabfallen den Jäger verwundete, der ihn erlegt hatte. Sie stießen auf viele Hirsche, Dammhirsche und Rehe.

Eines Tages hatten die Reisenden gegen Mittag am Rande einer sumpfigen Ebene, wo sie eine alte verlassene Hütte fanden, Halt gemacht; sie bestimmten diese Hütte zum Sammelplatz und gingen nun auf die Jagd, wobei sie durch Flintenschüsse sich

gegenseitig von ihrer Entfernung zu unterrichten verabredeten. Einer der Jäger schlug einen überwölbten Fußpfad ein, wo er in einer Entfernung von etwa fünfzehn Schritten einen Indianer mit untergeschlagenen Beinen auf einem verbrannten Baumstamme sitzen sah, der, ein kleines scharfes Beil in der Hand, und mit einer Lanze bewaffnet, ganz gemächlich die über seinem Haupte hängenden Zweige eines Baumes auszuhauen schien. Diese Bewegung schien dem Jäger von guter Vorbedeutung, und er redete den Indianer fröhlich und munter an, der jedoch, ohne ihn anzuhören, ihm mit ausdrucksvoller Miene zurief: „Bleib stehen!“ Der Franzose, nicht wissend, was dieß bedeute, nahm sein Gewehr beim Fuß, stützte den rechten Arm auf die Mündung, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Er hatte etwa sieben bis acht Minuten in dieser Stellung gestanden, als vor ihm auf dem Fußpfade ein furchtbarer Schrei erschallte und im nämlichen Augenblick ein wüthender Jaquar in entsetzlichen Sprüngen sichtbar wurde. Das Thier machte, als es zwei Männer ansichtig wurde, etwa ein dutzend Schritte vor dem Indianer Halt, streckte sich auf dem Boden aus, und blieb, die blitzenden Augen rollend und mit gespitzten Ohren, starrem Bart, und den Schweif furchtbar eingezogen, liegen. Unser Jäger war entsetzt und fast versteinert ob diesem Anblick; er dachte nicht an seine mit Rehposten geladene Flinte, und lehnte sich, seine Seele Gott empfehlend, an einen starken Baum. Plötzlich erhebt sich der Tiger vom Boden, macht einen furchtbaren Satz und stürzt sich auf den Indianer.

Die Augen des Jägers schlossen sich vor Entsetzen über diesen Anblick, und als er sie wieder aufschlug, sah er den Indianer ruhig auf seinem Baumstamme, das Beil in der Hand, sitzen, den Jaquar aber mit gespaltenem Schädel, im Blute schwimmend, zu seinen Füßen liegen. Jetzt schöpfte er Athem und näherte sich dem Indianer, um ihm zu danken, dieser aber, ohne einen Zug zu verändern, hielt ihn mit den Worten entfernt: „Jetzt ist's an Euch, Herr, seht Euch um!“ Diese Worte brachten den Jäger zur Besinnung, der sich umwendend, sein Gewehr anschlug, und im nämlichen Augenblick auch schon das Weibchen kommen sah, das auf das Geschrei des Jaquars herbeigeeilt war. So wie der Jaquar, hielt auch das Weibchen in einer Entfernung von etwa zehn Schritten an, um die Weite zu bemessen, seinen Feind zu beobachten und seinen Anlauf zu nehmen. Der Jäger benutzte indeß den Augenblick der Ruhe, drückte beide Läufe seiner Flinte ab, und traf das Thier so gut zwischen die Augen, daß es augenblicklich todt blieb.

Stolz über seine Heldenthat lief er, freudejubelnd auf den Indianer zu, der aber dem Ausbruch seiner Dankbarkeit abermals mit den Worten: „Es bien, Senor!“ Schranken setzte, sich dann an die Thiere machte, um sie abzuhäuten und die Felle mit sich zu nehmen.

Dieser Vorfall erschreckte unsere Reisenden so, daß sie sich nicht mehr trennten, und auch früher an die Rückkehr dachten.

Die Flucht.

Rollmann hatte schon einen großen Theil Italiens durchreist, und zwar stets zu Fuß, da der Zweck seiner Reise war, das Land genau kennen zu lernen, und er sich daher an manchen Orten lange aufhalten mußte. Auf dem blossen Leibe trug er einen ledernen Gurt, welcher seine nicht unansehnliche Baarschaft in Gold enthielt. So wanderte er eines Abends, schon ziemlich ermüdet von dem weiten Marsche des Tages, durch einen freundlichen Wald, da sprang, fast am Ende des Gehölzes, ein großer Mann mit stark bartigem Gesichte, wild rollenden Augen, den Gürtel um die Lende mit Dolchen und Pistolen gespickt, und eine Doppelflinte mit gespannten Hahnen in der Rechten, aus dem Gebüsche, und rief dem ruhigen Wanderer ein barsches „Halt!“ zu.

Rollmann, mit nichts als einem Knotenstocke und einem Stilette versehen, sah wohl ein, daß Gegenwehr hier vergebens sey, er blieb ruhig stehen.

„Werfe deine Waffe weg!“ rief der Räuber, mit angelegtem Gewehre.

„Ich habe keine Waffe, bin wehrlos," antwortete Rollmann.

„Du führst einen Stock, und wohl auch einen Dolch! Beide augenblicklich von dir geworfen, oder ich strecke durch eine Kugel dich zu Boden!"

Rollmann warf Stock und Dolch von sich.

Der Räuber schritt nun dem Wanderer näher, blieb aber immer noch mit angelegter Flinte wenige Schritte vor Rollmann stehen, und befahl nun:

„Entkleide dich!"

Rollmann zögerte.

„Schnell entkleide dich, oder meine Büchse knallt!"

Noch wollte Rollmann nicht so schnell gehorchen, als er aber noch einen zweiten Räuber aus dem Gebüsche sich nähern sah, da fühlte er sich überlegen, und fing an, sich nach und nach zu entkleiden.

Schon hatte er Alles, bis auf das Hemd, abgelegt, und glaubte, daß die Räuber, hiemit zufrieden, ihn nun seine Wege ziehen lassen werden, und er sein Gold im Gürtel auf dem blossen Leibe gerettet habe, da riß ihm einer der beiden Gauche das Hemd in Stücken herab und löste ihm den Geldgurt lachend von der nackten Hüfte.

„Kann ich nun meiner Wege ziehen?" fragte Rollmann, und griff nach seinen Kleidern.

Mit einem Schlag auf des Beraubten Hand wurde ihm geboten, Alles liegen zu lassen, sich zu den beiden Räubern zu setzen und zu erzählen, wer er sey, woher er komme, und wohin er wolle.

Während Rollmann dem Befehle der Bösewichte in so ferne nachkam, als er nur Bruchstücke aus dem Verlangten erzählte, leerten die beiden Räuber in langen Zügen die Flasche, welche Rollmann an einer Schnur bei sich getragen, und in welcher sich ein Schlaftrunk befand, den der Reisende darum mit sich führte, um sich beim Uebernachten in freien Gegenden durch festen Schlaf unempfindlich für die Stiche der Insecten zu machen.

Bald verspürten die beiden Räuber eine ungemeine Schläfrigkeit, die sie allerdings dem genossenen starken Getränke zuschrieben, nichts weniger aber als einen Schlaftrunk darin vermutheten.

Der Hang zum Schlafe nahm so zu, daß einer der Räuber darauf bedacht war, sich der Person Rollmanns zu versichern, bis sie ausgeschlafen hätten. Schnell wurden nun dem armen, nackten Reisenden Hände und Füsse gebunden, er selbst in ein Gebüsch geschleppt, worauf die Räuber sich mit ihrem Raube entfernten.

Als Rollmann eine geraume Zeit ruhig sich in sein Schicksal gefügt und den Himmel um Rettung angefleht hatte, versuchte er, irgend einen Knoten mit seinen Zähnen lösen zu können. Es wollte ihm dieß lange nicht gelingen, und er wurde durch die angestrengtesten Wiederholungen seiner Versuche zur

Befreiung so ermattet, daß er lange Pausen zur Erholung machen mußte.

Endlich lüftete sich ein Knoten am Stricke, der seine Hände fesselte; ein zweiter war nun auch bald aufgelöst, und nach einer Stunde fiel der Strick von den Händen des Geknebelten. Eilend befreite Rollmann nun auch seine Füsse, und nach einigen Minuten schon lief er, so viel seine Kräfte ihm gestatteten, dem Ende des Waldes zu.

Auf dem Wege dahin fand er ein rothes Ueberwurfkleid, womit er seine Blöße einigermassen bedeckte, und endlich aus dem Gehölze in eine freie Gegend gelangte, wo er an einer nahen Ruine einen Gaul, an der Mauer angehängt, fand.

Scheu sah er sich nach allen Seiten um; doch wie erschrack er, als er aus dem so eben verlassenen Walde zwei andere Räuber auf sich zueilen sah. — Hastig löste er die Zügel des Gaules von der Mauer, schwang sich auf das Roß und flog im sausenden Galoppe dahin.

Nachdem er mehrere Stunden zurückgelegt hatte, und nun von der Verfolgung der Räuber nichts mehr zu fürchten hatte, untersuchte er die Decke des Gaules. Das Erste, was seinem Auge entgegenschimmerte, war der mit Gold auf diese Decke gestickte Name eines berüchtigten Räuberhäuptlings, und als er die Decke öffnete, fand er an Gold und Juwelen einen Reichthum, der die ihm geraubte Baarschaft hundertfach überstieg. —

Riese und Zwerg.

(Ein Mährchen.)

Im fernen Morgenlande lebte ein R i e s e, der eine solche Stärke hatte, daß sich Alles vor ihm fürchtete und unter seine Botmässigkeit beugte. Als der Riese den blinden Gehorsam gewahrte, mit dem ihm Tausende unterthänig waren, da wurde er übermüthig und warf sich zum König dieses Landes auf. Geduldig ließ das Volk sich dieß gefallen, und hoffte einen weisen und gütigen Herrscher an dem Riesen zu haben; allein nur zu bald sahen sie sich in ihrer Erwartung getäuscht, denn der Riese behandelte seine Unterthanen mit barbarischer Grausamkeit, und schonte selbst das Alter und die Armuth nicht. Seine Grausamkeit ging so weit, daß er mancher Mutter den Säugling von der Brust reißen und hinrichten ließ. Zu gleicher Zeit lebte ein Mann, der nicht zu den Unterthanen des Riesenkönigs gehörte, sondern nur mit seinen reichen Besitzungen an des Barbaren Land grenzte. Schon lange hatte der Riese ein lüsternes Auge auf den Reichthum Xylanders — so hieß der reiche Mann — geworfen, fand jedoch immer keine Gelegenheit, mit ihm in Streit und Hader zu kommen.

Einst aber, als Xylander eine Reise in das Innere des Landes unternommen und der Riese hievon Nachricht erhalten hatte, machte er sich auf den Weg, die Kolonie des Abwesenden zu besuchen, und zu erforschen, wie er am leichtesten die Reichthümer und Besitzungen Xylanders an sich bringen könne.

Auf einer großen Haide, welche Prutar — dieß ist der Name des Riesenkönigs — überschreiten mußte, begegnete ihm ein Zwerg mit einem Fähnlein und Schilde. Prutar lachte über die kleine Gestalt, die ihm kaum bis an die Hüfte reichte, und sprach: »Welchem Lande gehörst Du an, Du Fröschlein?«

„Dem Lande,“ antwortete der Zwerg, „wo die Leute alle klein wie ich, aber weit stärker sind, als Du!“

Diese Sprache entrüstete Prutar; seine Augen rollten wild umher; er nahm seine Axt von der Schulter, und führte damit einen kräftigen Hieb nach dem Zwerge. Statt diesen aber zu treffen, fuhr die Axt tief in den Boden, daß der Riese Mühe hatte, sie wieder herauszuziehen; die Luft erfüllte ein Hohngelächter, und der Zwerg war verschwunden.

Darob entsetzte sich der Riese, und fast überfiel ihn ein Zittern, doch das Bewußtseyn seiner Stärke und vermeintlichen Unbezwingbarkeit erzeugte bald ein mitleidiges Lächeln auf dem Gesichte des Uebermüthigen, der nun wieder fürbaß schritt, als sey nichts vorgefallen, was seinen Fuß auf einige Augenblicke hemmen könnte.

So langte Prutar auf den Besitzungen Xylanders an, wo Jedermann über die Erscheinung des riesigen Mannes erschrack und diesen furchtsam anstaunte.

»Wo ist Euer Herr und Gebieter?« frug im wildherrischen Tone der Riese.

»Er ist auf einer Reise in das Innere des Landes begriffen,« antwortete schüchtern die Menge dem Riesen.

»Ihr seyd wohl recht unglücklich unter der Herrschaft Xylanders?« fragte wieder der Riese.

»O nein! Unser Herr behandelt uns wie seine Kinder; wir leiden weder Hunger noch Durst bei ihm; er kleidet uns gut und schön, und noch mehr als Alles, er liebt uns sogar.«

Da murmelte Prutar einige unverständliche Worte grimmig vor sich hin, und sprach weiter: »Ich will euch glücklich machen; will euch befreien von dem Joche, das euch Xylander auferlegt.«

»Wir wollen uns nicht von unserm Herrn trennen,« entgegneten die redlichen Leute; »wir wollen unserm Herrn getreu bleiben, der uns nie eine Ursache gegeben, über ihn zu klagen!«

»Wie? ihr wolltet nicht?« fragte entrüstet der Riese.

»Nein!« schrieen Alle, »und sollt' es unser Leben kosten!«

Da schwang Prutar wieder seine Axt, und wollte den Umstehenden die Köpfe spalten; doch schwach sank sein Arm; — der Zwerg stand neben ihm, und lachte ihm höhnisch in das Gesicht.

„Du wieder hier, Du Wurm?“ brüllte der Riese.

„Zu dienen,“ lachte das kleine Männlein, und setzte hinzu: „Du wirst mich noch öfter zur unwillkommnen Stunde sehen!“

Prutar hob seinen Fuß, um den Zwerg zu zertreten; allein statt diesen zu treffen, stampfte des Gewaltigen Fuß auf einen Haufen Ameisen, die emsig sich in den Kleidern Prutars verkrochen und an seinem Fleische zu beißen anfingen. Vor Schmerz mit den Zähnen knirschend, entkleidete sich der Riese, um die lästigen Gäste aus seinem Gewande zu entfernen; doch erst als nach einer langen Weile der Zwerg auf dem Gipfel eines Baumes erschien, waren die Ameisen mit Einemmale verschwunden.

„Hüte dich vor fernerm Frevel!“ rief das winzige Männlein vom Baume herab, und war im Nu wieder unsichtbar.

Das war dem Riesen zu bunt. Noch hatte es Keiner gewagt, sich mit ihm zu versuchen, selbst die stärksten Männer des Landes unterlagen seiner Kraft, und dieses Zwerglein allein konnte ihn schon zweimal höhnen und seine Arme lähmen!

Prutar besann sich eine Weile, was er beginnen, ob er zurückkehren oder bleiben und sein Vorhaben

ausführen sollte. Er knirschte mit den Zähnen, alle seine Leidenschaften stürmten auf ihn ein, und raschen Schrittes ging er auf das Wohnhaus Xylanders zu, wo des Letztern Weib und Kinder in stiller Häuslichkeit weilten.

Nicht wenig erschracken diese bei dem Eintritte des Riesen, und die Mutter fragte mit zitternder Stimme, was sein Begehr sey.

„Euer Hab' und Gut!“ war die trotzige Antwort des furchtbaren Mannes.

„Kommt, wenn mein Mann zu Hause ist,“ entgegnete Xylanders Weib, „so Ihr eine Forderung an ihn habt!“

„Hier gilt das Recht des Stärkern!“ sprach wilden Blicks der Riese.

„Mit einem schwachen Weibe könnt ihr freilich fertig werden!“ erwiederte zitternd die Angstvolle.

„Fürchtet euch nicht!“ rief eine unsichtbare Stimme. „Es soll euch kein Haar gekrümmt werden!“

Prutar erkannte die Stimme des Zwergs, der klein zusammengekauert auf dem Ofen saß.

Xylanders Weib und Kinder schauten verwundert nach der kleinen, komischen Figur, und glaubten zu träumen; Prutar aber rannte wüthend auf den Ofen los, um den Zwerg zu packen und ihn zu zermalmen. Statt des Zwergs aber erhaschte der Riese eine glühende Eisenkugel, die seine Hand schmerz-

lich verbrannte. Der Zwerg aber saß nicht mehr auf dem Ofen, sondern lachte auf der entgegengesetzten Seite aus einer leeren Flasche heraus. Prutar riß wieder seine Axt von der Schulter, und wollte Alles, was sich im Zimmer befand, zerschmettern; da schlüpfte der Zwerg aus dem Glase, berührte mit der Spitze seines Fähnleins den Riesen, der von diesem Augenblicke an kein Glied mehr bewegen konnte, sondern wie eine leblose Bildsäule an den Boden gebannt zu seyn schien.

»Noch einmal will ich Deiner schonen!« sprach nun der Zwerg. »Ich will deinen Gliedern wieder Bewegsamkeit geben; hüte dich aber vor fernerm Uebermuth, und gehe nun in dein Land zurück!«

Kaum hatte der Zwerg diese Worte gesprochen, war er wieder verschwunden; der Riese aber schritt stumm zur Thüre hinaus, und schlug den Weg nach seiner Heimath ein.

In sich gekehrt wanderte Prutar über die Haide, da blieb er plötzlich stehen; in seinem Innern kochte es neuerdings; das Verlangen nach Xylanders Reichthum erwachte wieder in seiner ganzen Kraft. Schon wollte der Riese umkehren, und seinen grausamen Plan an Xylanders Angehörigen ausführen, da stand das Zwerglein wieder neben ihm, und befahl, augenblicklich der Heimath zuzueilen. Von einer überirdischen Macht umgeben und geleitet fühlte sich nun der Riese, der zum blinden Gehorsam gezwungen, vorwärts schritt.

Der Zwerg wich dem Riesen nicht mehr von der Seite; er begleitete ihn bis in die Heimath, und bändigte dort durch seine höhere Macht den wilden Sinn des Riesen, der seinem Volke von diesem Augenblicke an ein milder Herrscher, ja sogar ein gütiger Vater wurde.

Mit dem Tode Prutars, der erst viele Jahre nachher erfolgte, verschwand auch der Zwerg.

Die Pilger.

Es war einmal ein Mann, der sein Gewissen mit einer schweren Sünde belastet hatte, so daß er Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte, und endlich das Gelübde that, nach dem heiligen Lande eine Wallfahrt zu unternehmen, um den Himmel auszusöhnen ob seines Verbrechens.

Er nahm Abschied von seiner Frau und seinen Kindern, und trat, in dem Kleide eines frommen Pilgers, die Wallfahrt an.

Ohne daß dem büßenden Wanderer ein Unfall zugestoßen wäre, langte er an der See an, wo er ein Schiff betrat, um nun die Reise zu Wasser weiter fortzusetzen. Zu F. ging das Schiff vor Anker, von wo es nach einem fünftägigen Aufenthalt nach dem Hafen von A. absegelte. Von diesem Tage an wurde der Wind immer stärker und stärker, und artete endlich in einen Sturm aus, so daß das Schiff, ohne Segel, 7 bis 8 Meilen in einer Stunde zurücklegte. Nahe am Eintritt in das .... sche Meer schlug der Wind, der bisher sehr günstig war, nach Nordost um. Durch die sehr starken und abwechseln-

den Strömungen bei dichtem Nebel, der den Horizont bedeckte, verlor die Corvette die gute Richtung, und ward zu nahe an die Küste getrieben. Nach dieser äußerst unruhigen Nacht wurde der wachthabende Offizier gegen 4 Uhr Morgens links vom Schiffe etwas Weisses gewahr, das er für ein Segel hielt. Kaum hatte er das Signal gegeben, umzuwenden, als das Schiff durch eine Sturzwelle plötzlich auf die Seite gelegt wurde. Sieben Mann, welche sich auf dem Verdecke befanden, wurden ein Raub der Wellen. Der Capitän, der Steuermann, der Cajütenwächter und der Pilger befanden sich in der Cajüte, und waren dort dem Ertrinken nahe, allein es glückte ihnen, die Lucke zum Keller aufzubekommen, wodurch der Proviant aus derselben in's Wasser niederfiel, und sie in den leeren Raum zum Boden des Schiffes hinaufgelangten. Hier im Dunkeln, ohne ein Geräth, um sich damit emporzuarbeiten, und ohne Wasser und andere Kost als nasses Malz, das nun schon vier Tage und Nächte ihre einzige Nahrung ausmachte, schien ihr Loos härter, als das der sieben Ertrunkenen; denn sie schwebten in Gefahr, vor Hunger umzukommen, oder zu ersticken. Beim Kantern war indeß eine der Pumpen losgerathen und herausgefallen. Mit Hilfe eines Spikers, oder großen Nagels, den der Kapitän aufbewahrt, welchen sie an den Steinen im Ballaste wetzten, glückte es ihnen, Morgens um 6 Uhr, nach viertägiger Arbeit, eine so große Oeffnung in den Schiffsboden, an der Stelle, wo die Pumpe gestanden, zu machen, daß sie hinaus auf den Kiel kriechen konnten, auf welchem sie erschöpft und halb nack-

end von dem Kapitän eines andern Schiffes an Bord genommen und nach einer langen Fahrt nach Amerika gebracht wurden. — Wir lassen nun den Reisenden einige seiner erlebten Abentheuer selbst erzählen.

Einst nach einem achtstündigen Marsche, theils zu Fuß, theils zu Pferd — wir hatten nämlich einen großen Theil unseres Geldes gerettet, und uns Pferde angeschafft — machten wir Halt, um zu frühstücken. Als die Mahlzeit beendet war, machte ich einen Spaziergang, und gelangte längs eines Baches zu einem hübschen Gebüsch von Sumach- und Kirschbäumen. Ich pflückte einige Kirschen, und setzte mich in den frischen Schatten. Mein Aufenthaltsort war sehr angenehm. Mir gegenüber, auf des Baches anderer Seite, war ein anmuthiger Hain von Weißdorn, Jelänger-jelieber, wilden Rosen und Johannisbeersträuchen. Müdigkeit schloß mir die Augen, ich vergaß die Lage, in welcher ich mich befand, und überließ mich einem langen, ruhigen Schlummer.

Wie groß war mein Erstaunen, als ich gegen 5 Uhr Abends erwachte, mich noch allein zu sehen. Meine Gefährten, von denen ich voraussetzte, daß sie mich aufgesucht haben würden, waren nirgends zu sehen. Alles war ruhig und schweigend ringsumher. — Schnell sprang ich auf, und eilte zu der Stelle, wo wir gefrühstückt hatten. Sie war leer; Niemand war dort zu sehen. Ich begab mich dahin, wo wir Feuer angezündet; es war erloschen. Keine Spur von Menschen oder Pferden in der ganzen Umgegend. Bei dieser traurigen Entdeckung war ich auf dem

Punkte, in Ohnmacht zu fallen; doch raffte ich meine Kräfte zusammen, und schrie, so laut ich konnte, nach allen Seiten. Nirgends eine Antwort. Ich gewann endlich die traurige Ueberzeugung, daß ich allein geblieben sey in dieser wilden, unbewohnten Gegend, zu Fuß, ohne Waffen, ohne Lebensmittel, selbst ohne genügende Kleidung, um vor Kälte und Feuchtigkeit der Nächte mich zu bewahren.

In der Hoffnung, den Weg zu entdecken, den meine Gefährten genommen, betrachtete ich sorgfältig den Boden ringsum. Auf einmal entdeckte ich gegen Nordost Spuren von Pferdehufen. Entzückt folgte ich denselben, und gelangte nach einiger Zeit an eine felsige Hügelkette, wo ich die Spur verlor. In neuer Ungewißheit erstieg ich eine Höhe, von der ich das Land in ziemlicher Entfernung übersehen konnte. — Aber nirgends bemerkte ich meine Gefährten, nirgends eine menschliche Wohnung. Der Abend brach heran, und mit Näherung der Nacht bedeckte starker Thau den Boden. Meine ganze Kleidung bestand aus einem baumwollenen Hemd, Nankinghosen und Sandalen von dünnem, ziemlich verbrauchtem Leder. — Meine Pilgerkleider hatte ich nämlich abgelegt, und mir andere dafür angeschafft. Eine Stunde vor unserm Frühstücke hatte ich, der Hitze wegen, meinen Mantel abgenommen und ihn auf ein Pferd gelegt. Einer unserer Leute trug meine Flinte; ich hatte sogar keinen Hut, denn in der Bestürzung ließ ich ihn an dem Orte liegen, wo ich geschlafen.

Da es bereits dunkel wurde, begab ich mich zur Linken in eine mit hohem Grase bedeckte Wiese. —

Ich bereitete mir auf derselben ein Lager, bedeckte mich mit Gras, empfahl mich der Obhut Gottes, und entschlief. — Am andern Tage litt ich sehr Wassermangel. Von Zeit zu Zeit hatte ich nur warme Pfützen gefunden, deren Wasser untrinkbar war. Bei Sonnenuntergang erreichte ich glücklich einen Bach, wo ich meinen Durst stillte, und in dessen Nähe ich mein Nachtlager wählte. Der Thau war sehr stark; aber meine außerordentliche Müdigkeit erlaubte mir nicht, Gras oder Baumrinde zu sammeln, um mich damit zu bedecken.

Es mußten ganz in meiner Nähe zahlreiche Wölfe seyn; denn ich hörte zu gleicher Zeit das Geschrei der Jungen und Alten. — Nach einiger Zeit hörte ich die kühnsten Wölfe sich mir nähern, und bald erblickte ich sie im hellen Mondscheine. — Ich schlug mit meinem Stock an, als sey er eine Flinte, die Wölfe flüchteten sich nun mit entsetzlichem Geheul, kehrten aber bald wieder von Neuem zurück. Endlich, nachdem sie mich lange wach erhalten, zogen sie sich gänzlich in's Gehölz zurück. Ich brachte die Nacht zwischen Furcht und Entsetzen zu. Mit Tages-Anbruch fiel ich in einen tiefen Schlaf, und erwachte erst zwischen 8 und 9 Uhr. Da die Binden, mit denen ich meine Füße umwickelt hatte, verbraucht waren, zerriß ich meine Hosen bis über die Knie, um mir neue Binden zu machen. Mein Frühstück bestand aus mehreren Zügen frischen Wassers, wornach ich meine traurige Wanderung abermals antrat.

Leider fand ich den ganzen Tag über weder Wasser noch wilde Kirschen. In der Richtung, in

welcher ich fortschritt, bemerkte ich von Zeit zu Zeit Spuren von Menschen- und Pferdetritten, was meine Hoffnung wieder neu belebte.

Bei Anbruch der Nacht sprang ein ungeheurer Wolf aus dem Dickicht mir zur Seite, und blieb ungefähr zwanzig Schritte vor mir stehen, als wollte er mir das Weitergehen streitig machen. Die Gefahr war drohend. Ich wußte sehr wohl, daß bei der mindesten Aeußerung von Furcht das wüthende Thier sich auf mich stürzen werde. Ich streckte ihm meinen Knittel entgegen, und schrie so stark, als meine von Fasten und Ermüdung geschwächte Stimme es mir vergönnte. — Meine Entschlossenheit schien die des Wolfes zu erschüttern. Er zog sich einige Schritte zurück, wobei er die Augen immer auf mich geheftet hielt. Als ich ihm nachschritt, stieß er ein entsetzliches Geheul aus, wahrscheinlich, wie ich voraussetzte, um mehre andere Wölfe herbeizurufen. Ich meiner Seits schrie noch ärger als zuvor, und rief nach Peter, Paul, Johann, u. a. — Zwei Lyaxe, ein alter und ein junger, sprangen in demselben Augenblicke an mir vorüber, ohne jedoch zu verweilen. — Der Wolf blieb ungefähr eine Viertelstunde in derselben Stellung. Endlich, als er sah, daß ich nicht schwankte, zog er sich langsam in's Gehölz zurück, und verschwand. Indessen war es beinahe ganz dunkel geworden. Ich schritt vorwärts, und gelangte auf eine von dünnem Gebüsch und Gesträuch umgebene Wiese, wo ich Wasser zu finden hoffte. Ich wurde schmerzlich in meiner Erwartung getäuscht. — Es war wohl ein Teich hier, leider aber hatte die

Sonne ihn ganz ausgetrocknet. Ich riß Schilf und große Pflanzen aus, bereitete mir davon neben einem Stein, der mir als Kopfkissen dienen sollte, ein Lager, und wollte mich eben niederlegen, als eine um sich gewundene Klapperschlange, den Kopf weit vorgestreckt, und den Rachen geöffnet, auf mich zustürzte. Ich hatte nur noch Zeit, zurückzuspringen und meinen Stock zu ergreifen, mit welchem ich das giftige Thier so derb begrüßte, daß es alle Besinnung verlor. Ich tödtete es, untersuchte bei hellem Mondschein den Boden ringsumher, und fand unter dem Steine, auf welchem ich hatte ruhen wollen, eine ganze Klapperschlangen-Familie, die ich vollkommen ausrottete. Ich hatte seit dem Morgen keinerlei Früchte gefunden, und nach einem beschwerlichen Marsche hatte ich nicht einmal einen Tropfen Wasser, um meinen Durst zu stillen. Ich war von gefährlichem, kriechenden Gewürm und wilden Thieren umringt. Mit David konnte ich sagen, daß des Todes Schlingen mich auf allen Seiten umgaben.

Obgleich von Ermüdung erschöpft, raffte ich dennoch einen Haufen Schilf und Gras zusammen, trug ihn auf eine von dem Kampfplatz entfernte Stelle, streckte mich auf mein Lager aus, und fiel in einen tiefen Schlaf, der durch nichts unterbrochen wurde. — Als ich am Morgen erwachte, fühlte ich mich gestärkt, und setzte meine Wanderung fort. Gegen vier oder fünf Uhr Abends senkte sich der Fußpfad in ein dichtes Gehölz, in welchem ich einen Bach traf, der zwischen engen Ufern schnell dahin strömte.

Nach einem kurzen Dankgebete warf ich mich, ohne an meine Erschöpfung zu denken, in's Wasser. Diese Unvorsichtigkeit wäre mir bald theuer zu stehen gekommen. Ich wurde von der Strömung fortgerissen, und konnte nur mit Mühe einen Baumzweig ergreifen, mit dessen Hilfe ich wieder das Ufer erklimmte, an dem ich Maulbeeren und wilde Kirschen in Menge fand, und ein köstliches Mahl hielt.

Nach vierzehn auf solche Weise traurig verlebten Tagen fand ich in einem Gebüsche einen Gestorbenen und neben ihm ein Päckchen, das ich sogleich öffnete, und darin ein Ordenskleid, ganz ähnlich dem meinigen, welches ich abgelegt hatte, entdeckte. Ich zog solches sogleich an, ergriff den ebenfalls dabei gelegenen Pilgerstock und zog wieder weiter.

Nach einem zweitägigen, nicht mehr ganz so mühevollen Marsche gelangte ich auf einmal in eine freie Gegend, und traf zu meinem größten Erstaunen einen Europäer in demselben Pilgerkleide wie ich. — Seine Ueberraschung war nicht geringer als die meinige; ohne einander erst zu begrüßen, hoben wir zu gleicher Zeit die Hände gen Himmel und dankten für unser Zusammentreffen.

Erst, als wir lange und innig gebetet hatten, reichten wir uns die Hände zum herzlichsten Gruße, erzählten einander unsere Schicksale, und beschlossen, miteinander alle noch kommenden Begegnisse zu theilen, und uns nicht mehr zu trennen. Schon am dritten Tage stießen wir auf eine Karawane Kaufleute, die uns bereitwillig mit sich nahm, uns verpflegte und nach vieltägigem Marsche an ein Schiff brachte, das uns nach Europa zurückführte.

Die Chinesenbrüder.

In China lebten am Hofe des Kaisers zwei Brüder, welche beständig miteinander in Hader und Zank lebten; und es verging fast kein Tag, an dem nicht der Kaiser einen zwischen den beiden Brüdern vorgefallenen Streit zu schlichten gehabt hätte. Dieß verdroß endlich den Kaiser sehr, und da er sie wegen ihrer Brauchbarkeit nicht von seinem Hofe entfernen wollte, so sann er auf ein Mittel, die einander sich hassenden Brüder auszusöhnen.

Eines Morgens ließ er beide vor sich rufen, und sprach dann zu ihnen: „Lange genug habe ich nun euern gegenseitigen Groll und Hader geduldet; nicht länger mehr will ich solchen zwischen euch bestehen lassen! Entweder ihr versöhnt euch auf der Stelle, oder verlasset augenblicklich meine Residenz, und lasset euch nie mehr vor meinem kaiserlichen Auge sehen, wenn euer Leben euch lieb!"

Betroffen und verlegen sahen die Brüder einander an, doch mit einem Blicke, der nichts weniger als Versöhnlichkeit ausdrückte. Da sie indeß die Ungnade des Kaisers fürchteten, so reichten sie einander

die Hände zur Versöhnung; der Kaiser aber sah wohl, daß es ihnen nicht Ernst sey, und sie dieß blos zum Scheine thun.

„Gut!“ sprach der Kaiser. „Ihr habt euch ausgesöhnt, und ich will euch nun Gelegenheit geben, eure Liebe zu einander recht herzlich, ungesehen von irgend einem irdischen Auge, an den Tag legen zu können.“

Auf einer einsamen kleinen Insel, die einer ewig grünen Wiese glich, ließ der Kaiser einen Teppich ausbreiten, und auf diesen Flaschen mit den ausgesuchtesten Getränken nebst einem einzigen Glase stellen. An diesen Teppich mußten sich die beiden Brüder setzen, nachdem sie vom Kaiser den Befehl erhalten, daß Keiner von des Andern Seite weichen dürfe.

Lange saßen sie stumm neben einander und rauchten ihren Opium, endlich fing der jüngere Bruder zu sprechen an; der ältere gab ihm freundliche Antwort, und nach einer Stunde waren sie wirklich miteinander ausgesöhnt.

Nie mehr fand ein Streit, nicht einmal der kleinste Zwist mehr statt. —

Die Rache.

Der große Archipel der Maldiven bietet die erstaunlichste aller der wunderbaren Fabriken der Korallenthiere. Der muselmännische Reisende Batuta, der diese Inseln im dreizehnten Jahrhunderte besuchte und ihnen den Namen Zobyl-el-Mahol gab, bezeichnet sie als ein wahres Weltwunder. Er zählte deren 2000, wovon 100 neben einander gelegene, wie die Körner eines Halsbandes sich berührten. Zwei andere muselmännische Reisende, die im neunten Jahrhunderte nach China gingen, schlugen ihre Zahl auf 1900, Marco Paolo dagegen auf 12,700, und Linschoten auf 11,000 an. Ein Franzose, Namens Peyrarde de Laval, der an diesem Archipel 1602 Schiffbruch litt und fünf Jahre auf diesen Inseln als Gefangener blieb, sagt, daß sie zum Beherrscher einen Sultan, Namens Ibrahim hatten, welcher sich Herr der dreizehn Provinzen und der 12,000 Inseln nannte. Die dreizehn Provinzen sind eben so viele besondere Gruppen, von denen jede aus einer großen Menge Korallenbänke oder Eilande besteht, zwischen welchen sich länglich runde Lagunen befinden, die mit dem

Meere durch eine Bucht in Verbindung stehen, mit Kokosnußbäumen bedeckt sind und eine zahlreiche Bevölkerung haben.

Viele dieser Inselgruppen sind unter der Oberfläche des Wassers und daher äußerst gefährlich für den Seefahrer. Wie dem auch sey, kann man sich doch nichts Schöneres denken, als wenn man sie bei ruhigem Wetter in einer Tiefe von 12 bis 16 Fuß bemerkt. Die Farbe des Regenbogens ist nicht sprühender, nicht abwechselnder als die, welche diese Koralleninseln darbieten, wenn man an einem schönen Sonnentage in's Meer blickt. Aber es gibt in des Seefahrers abentheuerlichem Leben auch nichts Schrecklicheres, als diese unterseeischen Blumenbeete, die ihre Häupter erheben, wie die Syrenen der Alten. Geräth der Seefahrer in ihre Fallstricke, so kann er nicht ohne Verlust denselben sich wieder entreißen.

Ein muhamedanischer Schiffer wußte von solchen Unglücksfällen den möglichst großen Vortheil zu ziehen. Eines Tages, als ein Fahrzeug zwischen den Klippen stecken geblieben, wie eine Fliege in einem Spinngewebe, wendete er sich an den Capitain mit den Worten: „Was gebt ihr mir, wenn ich euch da herausziehe?“

»So viel Ihr wollt, bestimmt nur selbst die Summe.“

„Also 500 Dollar.“

„Zugestanden! Bringt uns nur heraus!“

Der Lotse hielt Wort. Er brachte das Schiff

aus der Falle, führte es aber in eine andere, die noch viel gefährlicher war, als die erste.

„Jetzt,“ sagte er zu dem doppelt betrogenen Capitän, der sich ebenfalls zum muhamedanischen Glauben bekannte; — „jetzt seyd Ihr an einer Stelle, wo noch kein Schiff unbeschädigt davon gekommen ist. Nur ein Mann kann Euch wieder herausbringen, und dieser Mann bin ich.“

„Ich vermuthe,“ entgegnete kaltblütig der Capitän, „daß für die gleiche Summe wie die erste Ihr Euch nicht weigern werdet, uns eben so gut aus diesen Klippen zu ziehen, wie aus den ersten. Was sagt Ihr, wenn ich Euch noch 500 Dollars mehr zahle?“

Der Handel wurde bald geschlossen, und der Lotse führte das Schiff durch einen Ausweg, der gerade breit genug war, den Durchgang zu vergönnen, und gerade tief genug, daß des Schiffes Kiel nicht die Untiefe berührte. In einer halben Stunde waren auch die andern 500 Dollars gewonnen.

Als der Capitän sich außer aller Gefahr wußte, ließ er den betrügerischen Lotsen festnehmen und vor sich bringen, worauf er zu ihm sagte:

„Auf der Stelle gibst Du mir meine tausend Dollars wieder, oder ich spalte Dir den Kopf!“

Der Lotse, der wohl sah, daß es dem Capitän Ernst war, lieferte an solchen das Geld wieder aus.

„Und nun,“ fuhr der Capitän in seiner Rede

fort, „nun bleibst du mein Sklave, bis ich dein betrügerisches Gemüth gebessert habe!“

Er nahm den Lotsen mit in seine Heimath, wo letzterer die Dienste eines Kanoniers versehen und den ganzen Tag am Ufer des Meeres die Schiffe beobachten mußte, welche in den Hafen ein und ausliefen.

Nach geraumer Zeit trat der Capitän mit einem grossen Beile vor seinen Sklaven, und sprach zu ihm:

„Dein Leben liegt in meiner Hand; mich gelüstet nach deinem Kopfe!“

Stumm beugte sich der Lotse mit kreuzweis übereinander gelegten Händen, und hielt seinen Kopf zum tödtlichen Streiche dar.

„Richte Dich auf!“ befahl der Capitän. „Ich will dir kein Leid thun. Hier hast du 500 Dollars, die du verdientest, als du mich das Erstemal aus der Gefahr errettetest. Ziehe deine Wege, betrüge aber Niemand mehr! —

Der Schatzgräber und der Mohr.

(Ein Mährchen.)

Im Innern Afrikas ist eine tiefe Bucht, welche tief in das Land hineinzieht, und sich zuletzt in einem dicht beholzten Sumpfe endigt.

Auf der einen Seite dieser Bucht ist eine schöne dunkle Baumgruppe; auf der andern erhebt sich das Ufer steil vom Wasser hinauf zu einem schroffen Felsrücken, auf welchem einige zerstreute Bäume von hohem Alter und von ungeheurem Umfange stehen. Unter einem dieser Bäume soll einer der frühern Seeräuber große Schätze vergraben haben. Die Bucht machte es sehr leicht, heimlich in der Nacht den Schatz auf einem Boote bis dicht an den Fuß des Hügels zu schaffen; die Höhe des Platzes, wo man sich überall umsehen konnte, und die ausgezeichneten Bäume gaben sehr gute Kennzeichen ab, woran man den Ort wieder finden konnte. Den alten Sagen zufolge soll der Teufel beim Vergraben der Schätze gegenwärtig gewesen seyn und solche unter seinen besondern Schutz genommen haben.

Ungefähr im Jahre 1700 wohnte in der Nähe dieses Ortes ein alter geiziger Kerl, Namens Werlak.

Er hatte eine Frau, die eben so geizig war, als er selbst, und beide waren so karg, daß sie einander selbst zu betrügen suchten. Was der Frau in die Hände gerieth, versteckte sie; sogar die Eier stahl sie aus den Nestern und verkaufte sie hinter dem Rücken ihres Mannes. Beide wohnten in einem ganz verfallenen Hause, welches abgesondert lag, und sahen wie halb verhungert aus. Aus ihrem Schornsteine stieg nie eine Rauchwolke auf, und kein Reisender hielt vor der Thüre des Hauses an. Ein einzelnes Kameel, dessen Rippen man genau zählen konnte, war das dritte lebende Wesen in dieser Familie.

Sowohl das Haus als seine Bewohner standen in einem sehr üblen Rufe. Werlaks Weib war ein großer Zankteufel von höchst gewaltsamer Gemüthsart, beweglicher Zunge und starkem Arm.

Eines Tages ritt Werlak weit weg vom Hause; es war Abend, als er in die Nähe des vergrabenen Schatzes kam, und er hielt deßwegen eine Weile an, um auszuruhen und seinen nach dem Schatze verlangenden Gedanken freien Lauf zu lassen. Jeder andere würde an diesem Orte ungern verweilt haben, denn die gemeinen Leute hatten eine sehr üble Meinung davon, indem seit der Zeit der Kriege mit den Indianern allerhand sonderbare Sagen darüber in Umlauf waren; Werlak aber war der Mann nicht, der sich von diesen Dingen schrecken ließ. Er stieg ab, setzte sich auf die Erde, und rührte mit seinem Stabe in einem Haufen schwarzer Erde zu seinen Füssen. Als er so die Erde umwühlte, stieß er mit dem Stocke auf etwas Hartes. Er scharrte es aus der Erde her-

aus, und siehe da! ein zerspaltener Schädel mit einem indianischen Tomahawk, noch tief darinsteckend, lag vor ihm. „Hm!“ sagte Werlak, indem er dem Schädel einen Stoß mit dem Fuße gab, damit der Schmutz davon abfallen sollte. —

»Laß den Schädel in Ruhe!« rief eine rauhe Stimme. Werlak stieg auf sein Kameel und wollte weiter reiten, da gewahrte er einen Mohren, dessen Lende ein gelber Rock umgab. — Einen Augenblick sah der Schwarze den unerschrockenen Reiter mit einem Paar großer blitzender Augen an.

„Was thust du auf meinem Grund und Boden?“ fragte der Mohr mit heiserer brummender Stimme.

„Dein Grund und Boden?“ fragte Werlak spöttisch. „Es ist eben so wenig deiner, als meiner; er gehört dem Bodybea!“

„Hol der Henker den Bodybea!“ sagte der Mohr, wie ich hoffe, daß es auch geschehen wird, wenn er sich nicht mehr um seine eigenen Sünden, und weniger um die seiner Nachbarn bekümmern wird. Blicke einmal dorthin, und sich, wie es mit dem Bodybea steht!“

Werlak sah dahin, wo der Fremde hinwies, und erblickte einen von den großen Bäumen, von Außen ganz gesund und blühend, aber am Marke angefault, und sah, wie er fast ganz abgehauen war, so daß er bei dem ersten Windstoß stürzen mußte. Auf der Rinde des Baumes stand der Name des Bodybea, eines bedeutenden Mannes, der durch seine schlauen Handelsverträge mit den Indianern reich geworden war. — Werlak blickte nun weiter umher, und sah, daß die meisten unter den hohen Bäumen mit den

Namen irgend eines großen Mannes aus der Kolonie bezeichnet, und alle mehr oder weniger angehauen waren.

„Du siehst, ich habe guten Vorrath zum Brennen!“ sagte der Mohr, mit einem satanisch triumphirenden Lächeln.

„Aber welches Recht hast du denn,“ fragte Werlak, des Bodybeas Holz zu fällen?“

„Das Recht des frühern Besitzers,“ antwortete der Schwarze. „Dieß Holz gehörte mir lange vorher, ehe Einer von eurem weißgesichtigen Geschlechte einen Fuß auf den Boden setzte!“

„Und wer bist du denn, wenn ich fragen darf?“

„O, ich habe verschiedene Namen. In einigen Ländern heiße ich der wilde Jäger, in andern der schwarze Bergmann. In dieser Gegend bin ich unter dem Namen des schwarzen Haideläufers bekannt. Ich bin derjenige, dem die rothen Männer diesen Fleck weihten, und zu dessen Ehren sie dann und wann einen Weißen rösteten. Ich bin der große Beschützer und Anstifter aller Sklavenhändler, und der Großmeister aller Hexen.“

„Also wenn ich mich nicht irre,“ sagte Werlak, „so bist Du der, den man gewöhnlich den bösen Feind nennt.“

„Derselbe, aufzuwarten!“ entgegnete der schwarze Mann mit einem halbhöflichen Kopfnicken.

Werlak fürchtete sich auch jetzt noch nicht, denn er hatte so lange mit seinem bösen Weibe gelebt, daß er selbst den Teufel nicht fürchtete.

Endlich erzählte der Mohr von den großen Geldsummen, welche die Pyraten unter den Bäumen ver-

graben hatten, und daß diese Schätze alle unter seiner Obhut stehen, und daß solche nur durch ihn erlangt werden können. Er erbot sich, sie alle zu Werlaks Verfügung zu stellen, jedoch nur unter einer gewissen Bedingung. — Welches diese Bedingungen waren, läßt sich leicht denken, obgleich Werlak sie nie entdeckte; sie mußten aber wohl sehr hart gewesen seyn, denn Werlak verlangte Bedenkzeit, sich die Sache zu überlegen, und er war doch sonst nicht der Mann, der sich an Kleinigkeiten kehrte, wenn von Geld die Rede war.

„Woran soll ich aber erkennen, daß Alles, was du mir da sagest, wahr ist?“ fragte Werlak.

„Hier ist mein Zeichen,“ sagte der Mohr, und drückte mit diesen Worten seinen Finger auf Werlaks Stirne, und sank dann in die Erde.

Als Werlak nach Hause kam, fand er den schwarzen Abdruck eines Fingers, der wie eingebrannt auf seiner Stirne sich zeigte, und den nichts verwischen konnte.

Die erste Neuigkeit, welche seine Frau ihm erzählte, war die von dem plötzlichen Tode Bodybea's.

Werlak gedachte des Baumes, welchen sein schwarzer Freund bezeichnet hatte. „Laß den Freibeuter braten,“ sagte Werlak zu seiner Frau, „was geht's mich an?“ — Er war nun überzeugt, daß das, was er gesehen und gehört, kein Blendwerk sey.

Werlak, sonst nicht gewohnt, seine Frau zu seiner Vertrauten zu machen, theilte ihr dießmal doch das Vorgefallene mit. Ihre ganze Habsucht erwachte bei der Erzählung von dem verborgenen Golde, und sie drang in ihren Mann, die Bedingungen des

schwarzen Mannes einzugehen, um das in seine Gewalt zu bekommen, was sie auf ihr ganzes Leben reich machen würde. — So wenig Werlak auch dagegen haben mochte, sich dem Teufel zu verkaufen, so war er doch entschlossen, es nicht seinem Weibe zu Gefallen zu thun, und schlug es aus reinem Widerspruchsgeist geradezu ab.

Endlich beschloß sie, den Handel auf ihre eigene Faust zu machen, und dann allen Gewinn für sich allein zu behalten. Da sie eben so wenig Furcht vor Etwas hatte, als ihr Mann, so machte sie sich gegen Abend eines Sommertages nach dem Orte auf, wo die Schätze vergraben seyn sollten. — Sie war mehrere Stunden abwesend; als sie wieder zurückkam, gab sie kurze und mürrische Antworten. Sie sagte Etwas von einem schwarzen Manne, den sie in der Dämmerung angetroffen, und der einen hohen Baum umzuhauen beschäftigt gewesen sey. Er sey indeß sehr finster gewesen, und habe sich in nichts einlassen wollen; sie müsse wieder hingehen mit einem Sühnopfer; — was dieß aber sey, sagte sie nicht.

Am nächsten Abend ging sie abermals nach dem Orte, wo sie den schwarzen Mann getroffen, mit einer schwer beladenen Schürze. Werlak wartete auf ihre Rückkunft, aber vergebens. Mitternacht kam heran, sie ließ sich nicht sehen; es ward Morgen, Mittag, wieder Nacht, sie kam nicht. Werlak ward jetzt für ihre Sicherheit besorgt, besonders da er fand, daß sie die silbernen Geschirre und alles Bewegliche von Werth in der Schürze mitgenommen hatte. Es verging noch eine Nacht, es kam noch ein Morgen, aber keine Frau. Kurz — man hörte nie wieder etwas von ihr.

Was eigentlich ihr Schicksal gewesen, weiß Niemand.

Werlak tröstete sich über den Verlust seines Weibes; er fühlte sogar eine Anwandlung von Dankbarkeit gegen den schwarzen Haideläufer, der, wie er die Sache betrachtete, ihm einen guten Dienst geleistet hatte.

Lange sah Werlak den Mohren nicht mehr; endlich begegnete er ihm, gab aber auf Werlaks Begrüßungen kurze Antworten. Nach und nach brachte ihn Werlak indeß auf das Geschäft, und Beide fingen nun an, über die Bedingungen zu unterhandeln, unter welchen der Schatz gehoben werden könne. Der schwarze Mann bestand unter andern darauf, daß das Geld, zu dessen Findung er verhelfe, auch dazu verwendet werden müsse, ein Sklavenschiff auszurüsten. Dieß schlug Werlak entschieden ab; er sey zwar schlecht genug in allen Gewissenssachen, aber selbst der Teufel solle ihn nicht dazu vermögen, Sklavenhändler zu werden.

Da dieser nun den Werlak so bedenklich über diesen Punkt fand, so bestand er nicht weiter darauf, sondern schlug dagegen vor, daß er ein Wucherer werden sollte.

Dieß fand keinen Widerspruch, denn es war eine Sache gerade nach Werlaks Geschmack.

„Du mußt den nächsten Monat einen Mäcklerladen errichten,“ sagte der schwarze Mann.

„Morgen, wenn Du willst,“ entgegnete Werlak.

„Du mußt Geld zu 200 Prozent ausleihen.“

„Ich nehme vierhundert!“ erwiederte Werlak.

„Du mußt Verschreibungen erpressen, Pfänder

unablösbar machen, den Kaufmann bis zum Bankerott treiben.«

»Ja, bis er zum Teufel geht!« rief Werlak.

»Du bist noch ein Wucherer, wie ich ihn haben will!« sagte der Schwarze voll Freude. »Wann willst du das Geld heben?«

»Noch heute Nacht!«

»Abgemacht!« sagte der Mohr.

»Abgemacht!« wiederholte Werlak. Und damit gaben sie sich die Hände, und der Handel war geschlossen.

Nach wenigen Wochen saß Werlak schon hinter dem Schreibpult in seinem Comptoir. Der Ruf, daß er Mann sey, der baar Geld besitze, und gegen eine gute Erkenntlichkeit auch ausleihe, verbreitete sich bald. Es geschah dieß gerade in einer Zeit, wo man den Leuten den Kopf über die Pläne zu neuen Niederlassungen und zur Anlegung neuer Städte verdrehte; Ländereienhändler gingen umher mit Plänen von Bezirken und Stadtgebieten und Eldorados, die, Gott weiß, wo lagen, die aber Jedermann kaufen wollte. Kurz, ein großes Spekulationsfieber hatte sich in einem furchtbaren Grade verbreitet, und Jedermann träumte davon, auf einmal sein Glück mit Nichts zu machen. Da trat Werlak als Wucherer auf. Seine Thüre war bald von Kunden belagert; die Bedürftigen und die Wohlhabenden, der wagende Spekulant, der träumende Güterhändler, der heruntergekommene Krämer, der wankende Kaufmann, kurz Jeder, der durch verzweifelte Mittel und verzweifelte Opfer Geld herbeizuschaffen genöthigt war, eilte zu Werlak.

Werlak war auf diese Weise zum allgemeinen Freunde aller Bedürftigen geworden, und benahm sich auch wie ein Freund in der Noth, das heißt, er verlangte immer pünktliche Wiederbezahlung und gute Sicherheit. Die Härte seiner Bedingungen richtete sich nach der Noth des Ansuchenden. Er häufte Verschreibungen und Unterpfänder an, preßte seine Kunden immer mehr, und überließ sie am Ende ihrem Elende.

Auf diese Weise scharrte er Geld auf Geld zusammen, ward ein entsetzlich reicher Mann, baute sich aus Stolz ein großes Haus, schaffte sich Kutschen und Pferde an und fing an, ein ausschweifendes Leben zu führen.

Als Werlak alt wurde, ward er auch nachdenkend. Nachdem er das Gute dieser Welt genossen, fing er an, Betrachtungen über die andere anzustellen. Mit Betrübniß dachte er an den Handel, den er mit dem Schwarzen abgeschlossen, und bot seine ganze Erfindungskraft auf, diesen zu hintergehen. Auf Einmal ward er nun ein gewaltiger Kirchengänger; er betete laut und inbrünstig, und man konnte keinen äußerlich frömmern Mann sich denken.

Dabei aber hatte Werlak immer eine geheime Furcht, daß der Böse am Ende sein Recht sich nicht werde nehmen lassen; damit er ihn aber nicht überraschen könne, so trug er immer eine kleine Bibel in der Rocktasche, und hatte eine große auf seinem Pulte im Comptoir liegen. Während er indeß eifrig in diesem heiligen Buche las, schloß er die wucherischsten Händel ab.

An einem heißen Nachmittag, gerade als eine furchtbare schwarze Gewitterwolke heraufzog, saß Werlak mit seiner weißen leinenen Mütze und in seinem Schlafrock von indischem Seidenzeug in seiner Schreibstube. Er war im Begriff, ein Unterpfand unablösbar zu machen, wodurch er den Untergang eines unglücklichen Länderei-Spekulanten befördert haben würde, für den er äußerlich die größte Freundschaft gezeigt hatte. Der arme Mann bat ihn, ihm nur noch einige Monate Frist zu gönnen, Werlak aber wollte ihm nicht einen einzigen Tag mehr bewilligen.

»Meine Familie wird zu Grunde gerichtet und der Gemeinde zur Last fallen,« sagte der Länderei-Händler.

»Jeder ist sich selbst der Nächste!« erwiederte Werlak. »Ich muß in diesen schweren Zeiten für mich selbst sorgen.«

»Sie haben schon so viel Geld an mir verdient,« sagte der Bedrängte.

Werlaks Geduld und Mitleid war zu Ende, und er rief aus: »Mich soll der Teufel holen, wenn ich einen Heller dabei verdient habe!«

In diesem Augenblicke klopfte es dreimal stark an der Thüre. Werlak ging hinaus, um zu sehen, wer da klopfe. Ein schwarzer Mann hielt ein schwarzes Pferd, das vor Ungeduld wieherte und stampfte.

»Werlak, du sollst geholt werden!« sagte der schwarze Mann mit rauher Stimme. Werlak schrack zurück, doch zu spät; er hatte seine kleine Bibel in der Rocktasche und seine große Bibel auf dem Schreibpulte unter dem Unterpfande, das er so eben unab-

lösbar machen wollte, zurückgelassen. Nie war wohl ein Sünder mehr überrascht worden. Der schwarze Mann hob ihn, wie ein Kind, in den Sattel, gab dem Pferde einen Schlag, und dieß galloppirte davon, Werlak auf ihm, mitten im Gewitter. Die Comptoirdiener steckten die Federn hinter die Ohren, und sahen ihrem Herrn aus den Fenstern nach. Dahin flog Werlak, und stob die Strasse hinab, daß sein Schlafrock im Winde flatterte, und das Roß bei jedem Tritte Funken aus dem Pflaster schlug. Der schwarze Mann war verschwunden.

Werlak kehrte nie wieder zurück, das Unterpfand unablösbar zu machen. Als man seine Kästen und Geldtruhen untersuchte, fand man alle Schuldverschreibungen und Sicherheiten zu Asche verbrannt. Statt mit Gold und Silber war seine Kasse mit Hobel- und Sägespänen angefüllt, und am andern Tage brannte sein großes Haus bis auf den Grund ab.

So nahm Werlak und sein ganzer, schlecht erworbener Reichthum ein Ende!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Berghs, Theodor

Wanderungen auf des Lebens-Irrwegen Erzählungen zur Warnung und Aufmunterung im Guten ; mit 12 lithographirten Abbildungen

Augsburg 1846

Paed.pr. 358

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759209-3